H. de Balzac's
sämmtliche Werke.
64ster Band.

Louis Lambert.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

Louis Lambert.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
64. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.



Louis Lambert.

Louis Lambert erblickte das Licht der Welt zu Montoire, einer kleinen Stadt des Vendômois, am 20. September 1797. Sein Vater war der Besitzer einer unbedeutenden Gerberei und wollte anfangs seinen Sohn ebenfalls Gerber werden lassen. Das Kind hatte jedoch einen solchen Abscheu gegen dieses Gewerbe, und zeigte auf der andern Seite so herrliche Anlagen und einen so frühen Trieb zum Lernen, daß die Ansichten des Vaters dadurch geändert wurden. Der Gerber und seine Frau liebten überdieß Ludwig, wie man einen einzigen Sohn liebt und zwangen ihn zu nichts. In einem Alter von fünf Jahren waren das alte und das neue Testament in seine Hände gefallen, und dieses Buch, in welchem so viele Bücher enthalten sind, hatte über seine Bestimmung entschieden. Begriff seine kindliche Einbildungskraft schon die geheimnißvolle Tiefe der Schrift? Konnte sie schon dem heiligem Geiste auf seinem Fluge durch die Welten folgen? Oder fühlte sie sich nur hingerissen von den romantischen Reizen, deren es in Menge in jenen echt orientalischen Gedichten giebt? Oder fühlte sich seine erste Unschuld, sein Herz verwandt mit jener religiösen Erhabenheit, die durch die göttliche Erhabenheit aus dem Himmel in jenes Buch übergetragen

ist? Der Rest seines Lebens wird für manche Leser eine befriedigende Antwort für jene Vermuthungen sein. Eine Thatsache ging aus jenem frühzeitigen Lesen der Bibel hervor. Louis ging in ganz Montoire umher und borgte Bücher zusammen, die er auch durch jene kindlichen Schmeicheleien erhielt, denen Niemand widerstehen kann. Unter solchen Lesereien, die von Niemand geleitet wurden, erreichte Louis sein zehntes Jahr. Damals waren die Stellvertreter selten. Einige reiche Familien besoldeten dieselben schon zum Voraus, damit sie ihnen nicht entgehen könnten, wenn auf ihre eigenen Söhne das Loos fiele Der armen Gerber-Familie erlaubte ihr geringes Vermögen nicht, für ihren Sohn, wenn derselbe militairpflichtig geworden, einen Stellvertreter zu kaufen, und sie erblickten daher in dem geistlichen Stande das einzige Mittel, ihn gegen die Conscription zu sichern. Deßhalb sandten sie ihn 1807 zu seinem mütterlichen Oheim, dem Pfarrer von Mer, einer kleinen Stadt, die ebenfalls an der Loire und in der Nähe von Blois liegt.

Diese Wahl befriedigte zu gleicher Zeit den Hang des kleinen Louis zu den Wissenschaften und den Wunsch der Eltern, ihr Kind den Zufälligkeiten des Krieges zu entziehen; der Fleiß des Knaben und dessen frühzeitig entwickelter Geist gaben überdieß Hoffnung, daß er dereinst sein Glück in der Kirche machen werde. Nachdem er drei Jahre bei seinem Oheim, einem alten ziemlich gelehrten Prediger-Mönche, geblieben war, wurde er anfangs 1811 auf das Collegium von Vendôme gebracht, wo er auf Kosten der Frau von Staël unterhalten wurde. Lambert verdankte den Schutz dieser berühmten Frau dem Zufalle, oder vielmehr der Vorsehung, welche es nie vergißt, dem verlassenen Talent seinen Weg zu bahnen. Für uns aber, deren Blicke nur die Oberfläche der menschlichen Dinge erschauen, er-

scheinen die Wechselfälle, deren Beispiele in dem Leben großer Männer so oft vorkommen, nur als das Ergebniß einer rein physischen Erscheinung; für die meisten Biographen sticht das jugendliche Haupt eines keimenden großen Mannes vor einer Masse kindlicher Gesichter so hervor, wie eine Pflanze, welche durch ihre Pracht vor andern Pflanzen des Feldes die Augen des Botanikers auf sich zieht. Dieser Vergleich könnte auch auf Louis Lamberts Abenteuer angewandt werden. Er verlebte gewöhnlich im väterlichen Hause die Zeit, welche ihm sein Oheim zu seinen Ferien gewährte; anstatt sich aber dann nach der Gewohnheit anderer Schüler jenem süßen far niente zu überlassen, nach welchem wir in jedem Alter so lüstern sind, steckte er am frühen Morgen Brot und Bücher zu sich, um sich dann in den Wald zu begeben, zu lesen und zu denken, und den Vorstellungen seiner Mutter zu entgehen, der ein so fortwährendes Studium gefährlich schien.

Damals war das Lesen bei Louis schon zu einer Art Heißhunger geworden, welcher durch nichts gestillt werden konnte. Er verschlang Bücher jeder Art und weidete sich, ohne einen Unterschied zu machen, an Werken über die Religion, über die Geschichte, über die Philosophie und Naturwissenschaften. Er hat mir gestanden, daß er damals eine unglaubliche Wonne genossen habe, wenn er in Ermangelung anderer Bücher nur Wörterbücher habe durchlesen können, und ich habe ihm gern geglaubt. Welcher Schüler hat nicht manchmal Freude daran gefunden, den wahrscheinlichen Sinn eines ihm noch unbekannten Substantivs aufzusuchen? Die Zergliederung eines Wortes, sein Klang und seine Abstammung waren für Lambert Gegenstand langer Träumereien; allein das waren nicht jene instinktmäßigen Träumereien, durch welche sich ein Kind an die Erschei-

nungen des Lebens gewöhnt, an moralische oder physische Wahrnehmungen heranwagt, jene unwillkürliche Cultur, welche später ihre Früchte trägt, indem sie den Verstand und den Charakter entwickelt. Louis umfaßte die Thatsachen, erklärte sie, nachdem er zu gleicher Zeit den Grund und das Ende derselben mit hellem Scharfblick gesucht hatte. Daher vermochte er in Folge eines jener erstaunenden Spiele, in denen sich bisweilen die Natur gefällt, und welche die Wahrheit dieses den gewöhnlichen Regeln zuwiderlaufenden Lebens rechtfertigen, schon in einem Alter von vierzehn Jahren mit Leichtigkeit Gedanken auszusprechen, deren ganze Tiefe ich erst lange nachher begriff.

„Oft," sagte er später zu mir, wenn er von seinen Lesereien mit mir sprach, „machte ich köstliche Reisen, indem ich mich auf einem Worte in die Meere der Vergangenheit hinüberschiffte, einem Insecte gleich, welches auf einem Grashalme einen Fluß hinabschwimmt. Ich ging von Griechenland aus, kam nach Rom und durchreiste dann das ganze Gebiet der neuern Zeiten. Was für ein schönes Buch würde man nicht erhalten, wenn man das Leben und die Abenteuer eines Wortes erzählen könnte? Ohne Zweifel hat es verschiedene Veränderungen von den Hauptbegebnissen erhalten, bei denen es gedient hat; dann hat es je nach den Örtlichkeiten verschiedene Begriffe erweckt; noch großartiger jedoch erscheint es, wenn wir es von den dreifachen Standpunkten des Geistes, des Körpers und der Bewegung aus betrachten! Schon wenn wir es an und für sich ansehen, dabei von seinen Verrichtungen, seinen Wirkungen und Handlungen absehen, haben wir Stoff, um uns in einen Ocean von Gedanken zu versenken. Sind nicht die meisten Worte durch den Begriff gefärbt, dessen Leben sie äußerlich darstellen? Welchem Talente werden sie verdankt? Wenn es eines großen Ver-

standes bedarf, um ein einziges Wort zu schaffen, so muß man folgern, daß die menschliche Sprache ein ungeheures Alter hat. Die Zusammenstellung der Buchstaben, ihre Gestalten, das Ansehen, welches sie einem Worte geben, gewähren uns je nach dem Charakter eines jeden Volks ein genaues Bild der unbekannten Wesen, deren Erinnerung wir haben. Wer erklärt uns philosophisch den Uebergang von dem Gefühl zu den reinen Gedanken, von den reinen Gedanken zum Wort, von dem Wort zu seinem hieroglyphischen Ausdrucke, von der Bilderschrift zum Alphabet, von dem Alphabet zu der geschriebenen Rede, deren Schönheit in einer Folge idealer Bilder besteht, welche von den Rednern zusammengeordnet sind, wie die Hieroglyphen des Gedankens. Sollte nicht die alterthümliche Malerei der menschlichen Gedanken, auf Prinzipien zurückgeführt und durch die wunderlichsten Gestalten der Thiere versinnlicht, die ersten Buchstabenzeichen geschaffen haben, deren sich der Orient zum Schreiben seiner Worte bediente? Sollten dann nicht ferner durch Ueberlieferung einige Spuren von jener Malerei in unsere neuern Sprachen übergegangen sein, welche sich alle in die Trümmer des Urwortes der Völker, jenes majestätischen und erhabenen Wortes, getheilt haben, jenes Wortes, dessen Majestät und Erhabenheit in dem Grade abnimmt, wie die Welten altern, dessen wohltönender Wiederhall in der hebräischen Bibel wieder erscheint, so schön noch in Griechenland erklingt, dann aber mehr und mehr unter den Fortschritten der auf einander folgenden Völker verschwindet? Verdanken wir jenem alten Geiste die Geheimnisse, welche in jedem menschlichen Worte liegen? Liegt nicht in dem Worte *wahr* das Bild der Geradheit und in seinem kurzen Tone ein entferntes Bild der Nacktheit, der keuschen Einfachheit, welche das Wahre in jeder Hinsicht zeigt?

Athmet nicht diese einzige Silbe eine gewisse Frische? Ich habe die Formel einer abstracten Idee zum Beispiel genommen, weil ich die Aufgabe nicht durch ein Wort lösen wollte, das zu leicht zu begreifen ist, wie zum Beispiel das Wort summen, welches unmittelbar zu unsern Sinnen spricht. Ist es nicht mit jedem Worte so? Alle haben den Eindruck einer lebenden Kraft, die sie von der Seele empfingen, und die sie ihr durch die Geheimnisse einer wunderbaren Verbindung zwischen Wort und Gedanken wiedergeben. Könnte man die Worte nicht mit Liebhabern vergleichen, welche von den Lippen ihrer Geliebten eben so viel Liebe schöpfen, wie sie denselben mittheilen? Durch ihren Anblick allein erwecken die Worte in unserm Gehirne jene Schöpfungen, deren Bilder, Kleidung, Scheide sie sind. Gleich allen Wesen haben auch sie nur eine Stelle, an der ihre Eigenthümlichkeiten vollkommen wirken und sich entwickeln können. Allein dieser Gegenstand verlangt vielleicht eine ganze Wissenschaft!"

Und er zuckte die Achseln, als hätte er zu mir sagen wollen:

„Wir sind zu groß und auch zu klein!"

Die Leidenschaft des Knaben wurde übrigens wohl befriedigt. Der Pfarrer von Mer besaß etwa zwei bis drei tausend Bücher, ein Schatz, der ihm wenig gekostet hatte, denn er rührte aus den Plünderungen her, welche während der Revolution in den benachbarten Abteien und Schlössern verübt waren. Der gute Mann hatte als vereidigter Priester für ein Butterbrod, wie er sich ausdrückte, die besten Werke aus den köstlichen Sammlungen auswählen können, welche damals nach dem Gewicht verkauft wurden. In drei Jahren hatte sich Louis Lambert das Wesentliche aus allen Büchern angeeignet, welche in der Bibliothek seines Oheims waren und gelesen zu werden verdienten.

Die Ergreifung der Begriffe beim Lesen war bei ihm eine merkwürdige Erscheinung geworden. Er umfaßte sieben bis acht Zeilen mit einem einzigen Blick und sein Geist ergriff den Sinn derselben mit einer Schnelligkeit, welche der des Blickes gleich kam. Oft reichte ein einziges Wort eines Satzes für ihn hin, um den Gedanken desselben zu ergreifen. Er erinnerte sich mit gleicher Treue der Begriffe, welche er durch das Lesen erlangt hatte, wie derer, welche er dem Nachdanken oder der Unterhaltung verdankte. Kurz, er besaß das Gedächtniß der Orte, den Namen, der Worte, der Dinge und der Gestalten. Nicht nur konnte er sich die Gegenstände nach seinem Willen zurückrufen, sondern er sah sie auch mit den Augen seines Geistes in der Lage, Beleuchtung oder Färbung, wie er sie mit seinen leiblichen Augen erblickt hatte. Diese Kraft erstreckte sich auch auf die am wenigsten zu ergreifenden Handlungen des Verstandes. Er erinnerte sich nicht nur, nach seinem Ausdruck, an die Lage der Gedanken in dem Buche, aus welchem er sie geschöpft hatte, sondern auch an die Stimmungen seiner Seele, noch in späten Zeiten. In Folge eines seltenen Vorrechts konnte ihm sein Gedächtniß die Fortschritte und das ganze innere Leben seines Geistes, von den zuerst erlangten Gedanken, bis zu den jüngst aufgekeimten, von den verworrensten, bis zu den lichtvollsten, verzeichnen. Sein Gehirn, das schon in der Kindheit an den schwierigen Mechanismus der innern Aufwendung aller menschlichen Kräfte gewöhnt war, entnahm dieser reichen Vorrathskammer eine Menge wunderbarer Bilder der Wirklichkeit, an denen er sich während seiner Selbstbeschauungen nährte.

„Wenn ich es will,“ sagte er zu mir in seiner Sprache, welcher die Schätze der Erinnerung eine frühzeitige Eigenthümlichkeit mittheilten, „so ziehe ich einen Schleier vor meine Augen,

kehre dann in mich selbst zurück und finde in mir eine dunkle Kammer, in welcher sich alle Ereignisse der Natur in einer reinern Form verjüngen, als sie dann zeigen, wenn sie meinen äußern Sinnen erscheinen."

In einem Alter von zwölf Jahren hatte sich seine Einbildungskraft, angereizt durch die beständige Ausübung aller seiner geistigen Fähigkeiten, in einem solchen Grade entwickelt, daß sie ihm erlaubte, so bestimmte Begriffe über die Dinge zu fassen, welche er nur aus den Büchern kennen lernte, daß das seiner Seele eingeprägte Bild nicht lebhafter sein konnte, wenn er den Gegenstand wirklich gesehen hatte; entweder verfuhr er bei solchen Vorstellungen auf eine analoge Weise, oder er war mit einer Art zweiten Blickes begabt, mit welchem er die Natur umfaßte.

„Als ich die Erzählung von der Schlacht bei Austerlitz las," sagte er eines Tages zu mir, „sah ich alle Waffenthaten derselben. Der Kanonendonner, das Feldgeschrei der Kämpfenden hallte in meinen Ohren wieder und ergriff mein Herz. Ich roch das Pulver. Ich hörte das Stampfen der Rosse, die Stimmen der Befehlshaber. Ich erblickte die Ebene, in welcher die bewaffneten Völker zusammentrafen, als hätte ich auf der Höhe des Santon gestanden. Es war das ein Schauspiel, ergreifend wie eine Seite in der Apokalypse!"

Wenn er so alle seine Kräfte auf das Lesen verwandte, dann verlor er gewissermaßen das Bewußtsein seines körperlichen Lebens und bestand nur noch durch das allmächtige Spiel seiner innern Organe, deren Fähigkeit er fortwährend vermehrt hatte, indem er, nach seinem Ausdruck, den Raum vor sich zurückweichen ließ. Allein ich will nichts zum Voraus über die geistigen Enthaltungspunkte seines Lebens verrathen. Ich habe ohnedies

schon gegen meinen Willen die Ordnung umgekehrt, in welcher sich die Geschichte dieses Mannes darstellen muß, welcher seine ganze Thatkraft in seinen Geist übertrug, gleich wie Andere ihr ganzes Leben in die Thatkraft setzen.

Eine außerordentliche Neigung zog ihn zu mystischen Werken.

„**Abyssus abyssum**,“ sagte er zu mir. „Unser Geist ist ein Abgrund, der sich in Abgründen gefällt! Kinder, Männer, Greise, — wir sind Alle lüstern nach Geheimnissen, unter welcher Form sich auch dieselben offenbaren mögen.“

Diese Vorliebe hatte einen unglücklichen Einfluß auf ihn, wenn es anders erlaubt ist, sein Leben nach den gewöhnlichen Gesetzen zu beurtheilen und das Glück eines Andern nach dem unsern abzumessen, oder nach menschlichen Vorurtheilen. Jener Geschmack an den himmlischen Dingen, abermals ein Ausdruck, dessen er sich oft bediente, jener **mens divinior**, war vielleicht eine Folge des Einflusses, welchen die ersten Bücher, die er bei seinem Oheim las, auf seinen Geist ausübten. Die heilige Theresia und Frau Guyon, bildeten für ihn eine Fortsetzung der Bibel, waren die Erstlinge, die sein erwachter Verstand genoß, und gewöhnten ihn an jene lebhaften Rückwirkungen des Geistes, dessen Begeisterung zu gleicher Zeit Mittel und Ergebniß ist. Aber dieses Studium, dieser Geschmack erhoben sein Herz, reinigten und veredelten es, verliehen ihm eine Sehnsucht nach der göttlichen Natur und machten ihn mit jenem fast weiblichen Zartgefühl bekannt, welches großen Männern zur Natur wird. Ihre Erhabenheit ist vielleicht nur jenes Bedürfniß nach Selbstaufopferung, durch welches sich das Weib auszeichnet, das aber bei ihnen sich auf große Dinge bezieht. In Folge jener ersten Eindrücke blieb Louis auf dem Collegium rein und unbefleckt.

Jene edle Jungfräulichkeit des Sinnes vermehrte nothwendig die Wärme seines Blutes und erhöhte seine denkenden Fähigkeiten.

Die Baronin von Staël, vierzig Meilen weit von Paris verbannt, brachte mehre Monate ihrer Verbannung auf einem Landsitze in der Nähe von Vendôme zu. Als sie sich eines Tages in ihrem Park erging, traf sie den Sohn des Gerbers an in fast zerlumpter Kleidung, aber vertieft in ein Buch. Dieses Buch war eine Uebersetzung des „Himmels und der Hölle". Damals waren die Herren von Saint-Martin, de Gence und einige andere halbdeutsche Schriftsteller Frankreichs fast die einzigen, welche im französischen Reiche den Namen Swedenborg kannten. Erstaunt nahm Frau von Staël das Buch und zeigte in ihren Fragen, ihren Blicken, ihren Bewegungen jene Raschheit, die ihr eigen war, worauf sie Lambert mißtrauisch fragte: „Verstehst Du denn das?"

„Beten Sie zu Gott?" fragte das Kind.

„Nun . . . ja."

„Und verstehen Sie ihn?"

Die Baronin verstummte für einen Augenblick. Dann setzte sie sich neben Lambert und Beide plauderten mit einander. Unglücklicher Weise ist mein Gedächtniß, obgleich ziemlich stark, doch bei weitem nicht so treu, wie das meines Schulkameraden, und ich habe Alles von jener Unterhaltung vergessen, bis auf die ersten Worte.

Jene Zwiesprache war von solcher Art, daß Frau von Staël lebhaft durch dieselbe überrascht wurde. Nach ihrer Rückkehr in ihr Schloß sagte sie jedoch wenig von derselben, obgleich ihr Mittheilungstrieb meist so stark war, daß er in Geschwätzigkeit ausartete; dagegen schien sie dieses Mal sehr nachdenkend. Die einzige Person, welche noch lebt und die Erinne-

rung an jenes Abenteuer behalten hat, und die ich erst neuerdings ausfragte, um die wenigen Worte zu erfahren, welche Frau von Staël damals gesagt hatte, konnte sich nur mit Mühe noch erinnern, daß die Baronin in Bezug auf Lambert sich mit den Worten ausgedrückt hatte: „Er ist ein wahrer Seher."

Da Louis in den Augen der Weltleute die schönen Hoffnungen nicht erfüllt hatte, welche er bei seiner Gönnerin erweckte, so wurde die vorübergehende Vorliebe, deren Gegenstand er geworden war, als eine weibliche Laune, als eine jener Phantasien, wie sie großen Geistern eigen sind, betrachtet. Frau von Staël wollte Louis Lambert dem Kaiser und der Kirche entreißen, um ihn jenem edlen Berufe zurückzugeben, welcher nach ihrem Ausspruche seiner wartete. Sie stellte ihn schon als einen neuen Moses dar, den sie aus dem Wasser gezogen habe. Vor ihrer Abreise beauftragte sie daher einen ihrer Freunde, Herrn von Corbigny, welcher damals Präfect von Blois war, ihren Moses, sobald es Zeit sein würde, auf das Collegium von Vendôme zu bringen; dann vergaß sie ihn wahrscheinlich. In einem Alter von vierzehn Jahren, zu Anfang des Jahres 1811, in das Collegium eingetreten, mußte Lambert dasselbe gegen Ende des Jahres 1814 wieder verlassen, nachdem er seinen philosophischen Cursus beendet hatte. Ich bezweifle, ob sich während jener Zeit seine Wohlthäterin auch nur einmal an ihn erinnerte; es bleibt selbst noch zweifelhaft, ob es eine Wohlthat war, drei Jahre lang das Kostgeld für einen Knaben zu bezahlen, ohne dann an dessen Zukunft zu denken, nachdem er einer Laufbahn entrissen war, auf der er vielleicht sein Glück gefunden hätte. Indeß müssen wir bekennen, daß die Umstände der Zeit und Louis Lamberts Charakter Frau von Staël hinreichend wegen ihrer Sorglosigkeit und Vergessenheit entschuldigen können. Der

Mann, welchen sie als Vermittler zwischen sich und dem Jüngling gewählt hatte, verließ Blois, als der letztere das Collegium verließ. Die politischen Ereignisse, welche damals eintraten, rechtfertigten hinreichend die Gleichgültigkeit jenes Mannes gegen den Schützling der Frau Baronin. Sie hörte nicht mehr von ihrem kleinen Moses sprechen. Hundert Louis, welche sie Herrn von Corbigny gegeben hatte, welcher, wenn ich nicht irre, selbst 1812 starb, waren keine hinreichend wichtige Summe, um die Erinnerung der Frau von Staël zu erwecken, deren hoher Geist überdies seine Nahrung gefunden halte und deren Interessen während der Verwickelungen in den Jahren 1814 und 1815 lebhaft auf das Spiel gesetzt wurden. Louis Lambert fand sich damals theils zu arm, theils auch zu stolz, um seine Wohlthäterin aufzusuchen, welche ganz Europa durchreiste. Später ging er zu Fuß von Blois nach Paris, um sie zu sehen, kam aber unglücklicher Weise an dem Tage an, als die Baronin starb. Zwei von Lambert geschriebene Briefe waren ohne Antwort geblieben. Das Andenken an die guten Absichten, welche Frau von Staël in Bezug auf Louis hatte, ist demnach nur in einigen jugendlichen Gemüthern verblieben, welche, wie ich, durch das Wunderbare dieser Erzählung überrascht wurden. Man muß sogar selbst auf unserm Collegium gewesen sein, um theils die Wirkung beurtheilen zu können, welche die Ankunft eines Neulings auf unsere kindlichen Geister hervorbrachte, theils auch den besondern Eindruck zu ermessen, welchen das echt vendömische Abenteuer Lamberts auf uns bewirken mußte.

Einige Erläuterungen in Bezug auf die Grundgesetze unseres Unterrichts, welcher damals halb militairisch und halb mönchisch war, werden hier nothwendig, um vollkommen das neue Leben zu erklären, welches Lambert dort zu führen hatte. Vor

der Revolution hatte der Orden der Prediger-Mönche, so wie der der Jesuiten, die öffentliche Erziehung in den Händen, und besaß mehre Schulanstalten in den Provinzen, von denen die Collegien von Vendôme, von Tournon, von La Flèche, von Pont-le-Voy, von Sorrèze und von Juilly die berühmtesten waren. Das von Vendôme, so wie auch die übrigen, erzog eine gewisse Anzahl von Cadetten, welche für den Eintritt in die Armee bestimmt waren. Die Aufhebung der lehrenden Körper, welche durch die Convention bestimmt war, hatte wenig Einfluß auf den Unterricht in Vendôme. Als die erste Krisis vorüber war, gewann das Collegium seine Gebäude wieder. Einige Prediger-Mönche, welche sich in die Umgegend zerstreut hatten, kehrten zurück und richteten das Collegium wieder ein, indem sie ihre alte Regel, ihre Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten beibehielten, die der Anstalt eine Physiognomie verliehen, wie ich sie bei keinem der Lyceen wiedergefunden habe, welche ich nach meinem Abgange von Vendôme kennen lernte.

Das Collegium liegt in der Mitte der Stadt und an dem Ufer des kleinen Flusses Loir, welcher die Hauptgebäude desselben bespült. Es bildet einen ziemlich großen Umfang, der sorgfältig abgeschlossen ist, und in welchem sich alle zu einer solchen Erziehungsanstalt nöthigen Einrichtungen befinden: eine Kapelle, ein Theater, ein Krankenhaus, eine Bäckerei, Gärten, fließendes Wasser. Dieses Collegium, der berühmteste Brennpunkt des Unterrichts, den es in der Mitte von Frankreich geben mag, wird von der Jugend mehrer Provinzen und selbst unserer Colonieen besucht. Die Entfernung erlaubt daher den Eltern nicht, ihre Söhne häufig zu besuchen. Ueberdies verbot es die Ordensregel, die Ferien außerhalb des Collegiums zuzubringen. Waren die Zöglinge einmal eingetreten, so verließen sie

das Collegium nicht eher wieder, bis sie ihre Studien vollendet hatten. Bis auf die Lustgänge, welche unter der Leitung der Väter außerhalb der Gebäude angestellt wurden, war Alles darauf berechnet, dieser Anstalt die Vortheile einer klösterlichen Zucht zu verleihen. Zu meiner Zeit war der Zuchtmeister noch in lebendiger Erinnerung. Der klassische Ochsenziemer spielte dort mit Ehren seine furchtbare Rolle. Die vordem von der Gesellschaft Jesu erfundenen Strafen, welche einen eben so entsetzlichen Eindruck auf den Geist, wie auf den Körper machten, waren unverändert beibehalten. Briefe an die Eltern wurden an festgesetzten Tagen geschrieben, so wie auch die Beichttage mit unveränderlicher Strenge feststanden; unsere Sünden und unsere Gefühle waren demnach auf regelmäßige Weise zugeschnitten. Alles trug den Ausdruck mönchischer Einförmigkeit. Unter Anderm erinnere ich mich noch sehr deutlich an die Inspectionen, denen wir uns alle Sonntage unterziehen mußten. Wir hatten uns Alle gleich den Soldaten in großer Parade aufgestellt und erwarteten die beiden Directoren, welche dann in Begleitung der Lieferanten erschienen und uns in der dreifachen Beziehung auf die Kleidung, die Gesundheit und Moral prüften.

Die zwei- oder dreihundert Zöglinge, welche in dem Collegium aufgenommen werden konnten, waren nach der alten Gewohnheit in vier Sectionen getheilt, in: die Kleinsten, die Kleinen, die Mittlern und die Großen. Die Division der Kleinsten umfaßte die Klassen von Octava und Septima; die der Kleinen Sexta, Quinta und Quarta; die der Mittlern Tertia und Secunda; die der Großen endlich umfaßte die Klassen der Rhetorik, der Philosophie, der Mathematik, der Physik und Chemie. Jedes von diesen besonderen Collegien besaß sein Gebäude, seine Klassen und seinen Hof an einem großen gemein-

schaftlichen Platze, auf welchen alle Schulzimmer ihren Ausgang hatten, und der an das Refectorium stieß. Dieses Refectorium, würdig der alten Mönchsorden, faßte alle Schüler. Gegen die Regel anderer unterrichtenden Körperschaften konnten wir dort beim Essen sprechen. Die Duldsamkeit der Prediger-Mönche erlaubte uns auch, die Gerichte nach unserm Geschmack auszutauschen und dieser gastronomische Handel bildete eine der lebhaftesten Freuden unseres Lebens auf dem Collegium. Wenn ein Mittlerer, der an der Spitze seines Tisches saß, eine Portion gelbe Erbsen seinem Nachtische vorzog, denn wir hatten auch einen Nachtisch, so ging der Vorschlag von Mund zu Mund: „Wer giebt seinen Nachtisch für Erbsen?" bis sich ein Leckermaul gefunden hatte, welches seine Erbsen abgab und dagegen einen doppelten Nachtisch annahm. Nun ging das Erbsengericht von Hand zu Hand bis zu Dem, der es verlangt hatte, und dagegen wanderte wieder der Nachtisch auf demselben Wege zurück. Nie fand dabei ein Irrthum Statt. Hatten Mehre ein gleiches Verlangen geäußert, so erhielt Jeder seine Nummer und man sagte dann: „Erste Erbsen für ersten Nachtisch!" — „Zweite Erbsen für zweiten Nachtisch!" rc. Die Tische waren sehr lang und unser beständiger Handel setzte Alles in Bewegung; dabei sprachen und aßen wir mit einer beispiellosen Regsamkeit. Das Plaudern der dreihundert jungen Leute, das Gehen und Kommen der Bedienung, welche die Teller wechselte, die Gerichte auftrug und das Brod vertheilte, die Inspection der Directoren . . . das Alles machte aus dem Refectorium von Vendôme ein Schauspiel, welches einzig in seiner Art war, und über das sich alle Fremden wunderten.

Um unser Leben zu erheitern, das von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten war, erlaubten uns die Väter,

Tauben zu halten und kleine Gärten zu bebauen. Unsere zwei- oder dreihundert Taubenhäuser, die Tausende von Tauben, welche an unserer Umfangsmauer nisteten, und etwa dreißig Gärten bildeten daher einen noch merkwürdigeren Anblick, als der unserer Mahlzeiten war. Es würde aber zu langweilig sein, wollten wir alle die Einzelnheiten erzählen, welche aus dem Collegium von Vendôme eine absonderliche Anstalt machen und so reiche Erinnerungen für die zurücklassen, deren Kindheit dort verflossen ist. Wer von uns erinnert sich nicht mit Wonne an die Wunderlichkeiten jenes klösterlichen Lebens, obgleich manche Bitterkeiten mit denselben verbunden waren! Bald wurden Leckereien heimlich während unserer Lustgänge gekauft, dann holten wir uns die Erlaubniß zum Kartenspiel oder führten Schauspiele in den Ferien auf. Dazu kam unsere kriegerische Musik, der letzte Rest der ehemaligen Cadetten-Anstalt, unsere Akademie, unser Kaplan, unsere Väter Professoren. Endlich noch die verschiedenen erlaubten oder verbotenen Freuden, die langen Glitschbahnen im Winter, unsere Stelzenläufe, das Klappern unserer Holzschuhe und besonders der Handel, welcher durch eine auf unserem Hofe aufgestellte Bude eingeführt wurde. Diese Bude wurde von einer Art Meister Jacques gehalten, von welchem Große und Kleine Schachteln, Stelzen, Tauben, Gebetbücher (ein Artikel, der sehr schlecht ging), Federmesser, Papier, Federn, Bleistifte, Tinte von allen Farben, Bälle und Kugeln kaufen konnten. Wer von uns wäre so unglücklich, daß er das Herzschlagen vergessen hätte, welches ihn ergriff, wenn jene Bude während der Freistunden am Sonntage geöffnet wurde. Wir drängten uns nun, das Geld zu verschwenden, welches uns zugetheilt war, allein die Mäßigkeit des von den Eltern für die kleinen Bedürfnisse gestatteten Taschengeldes zwang uns, eine

wohlbedachte Auswahl zwischen allen den Gegenständen zu treffen, die auf unsere jugendlichen Herzen eine so starke Versuchung ausübten. Hat die junge Gattin, welcher ihr Mann während der ersten Honigmonate wöchentlich eine Börse mit Gold übergiebt, das hübsche Budget ihrer Launen, hat sie je an so viele verschiedene Ankäufe gedacht, von denen ein jeder die ganze Summe hinnimmt, wie wir am Vorabende der ersten Sonntage eines jeden Monats? Hatten wir sechs Franken in Besitz, so glaubten wir eine ganze Nacht hindurch alle Reichthümer der unerschöpflichen Bude zu besitzen, und während der Messe waren wir nur mit geheimen Berechnungen beschäftigt. Wer von uns könnte sich erinnern, am zweiten Sonntage noch einige Sous gehabt zu haben? Wer von uns hätte nicht ferner dem Herkommen genügt, und die Armen, welche des Vaters Geiz oder Dürftigkeit ohne Geld ließ, beklagt, unterstützt oder verachtet? Wer muß nicht gestehen, daß diese kindlichen Sitten wahrhaft einzig waren!

Wenn man sich erinnern will, daß jenes große Collegium mit seinen klösterlichen Gebäuden völlig abgesondert in der Mitte einer kleinen Stadt lag, und daß wir in unsern vier Parks von hohen Mauern eingeschlossen waren, so wird man die Theilnahme erklärlich finden, welche wir bei der Ankunft eines Neulings zeigten. Kaum mag eine junge Herzogin, welche bei Hofe vorgestellt wird, so boshafte Bemerkungen auf allen Seiten veranlassen, als der Neuling bei den Schülern seiner Abtheilung. Gewöhnlich hörten die Schmeichler, welche gewohnt waren, während der Freistunden des Abends mit dem Woche habenden Vater zu sprechen, von diesem zuerst die amtlichen Worte: „Morgen werdet Ihr einen Neuling bekommen. Dann rief das ganze Heer: „Ein Neuling! ein Neuling!“ Nun liefen wir

Alle herbei, stellten uns um den Regenten und fragten denselben laut und stürmisch:

„Wo kommt er her? Wie heißt er? In welche Klasse kommt er?“ ꝛc.

Die Ankunft unseres Louis Lambert wurde der Stoff zu einer Aufregung, wie sie nur ein Mährchen der Tausend und eine Nacht veranlassen kann. Ich war damals in Quarta bei den Kleinen. Wir hatten zu jener Zeit als zwei Regenten zwei Männer, welche wir nach herkömmlicher Weise Väter nannten, obgleich sie nur Weltliche waren. Zu meiner Zeit waren nur noch vier Prediger-Mönche in Vendôme, denen gesetzlich der Name Väter zukam. Im Jahre 1814 verließen auch diese das Collegium, welches ganz allmählich säcularisirt war, und nahmen nach dem Beispiele des Pfarrers von Mer ihre Zuflucht zu Landpfarreien.

Der Vater Haugoult, der Regent der Woche, war ein recht guter Mann, allein ohne tiefere Kenntnisse und ohne jenen so nothwendigen Takt, um die verschiedenen Charaktere der Kinder unterscheiden und die Strafen danach abmessen zu können. Der Vater Haugoult erzählte uns also auf höchst gefällige Weise die besondern Ereignisse, denen wir für den folgenden Tag den außerordentlichsten aller Neulinge verdankten. Alle Spiele hörten sogleich auf. Die Kleinen schlichen schweigend herbei und lauschten der Erzählung des Abenteuers zu; sie hörten, wie Frau von Staël in einem Park jenen Louis Lambert wie einen aus der Luft gefallenen Meteorstein gefunden habe. Nun mußte uns der Vater Haugoult etwas über Frau von Staël erzählen. Die gute Frau kam mir an jenem Abende vor, als wäre sie zehn Fuß hoch. Ich habe seitdem das Gemälde der Corinna gesehen, welche von Gérard so groß und schön dargestellt ist,

allein das ideale Weib, welches meine Einbildungskraft damals träumte, übertraf jenes Gemälde so sehr, daß die wahre Frau von Staël seitdem in meinem Geiste fortwährend nur verlieren konnte, selbst nachdem ich ihr wahrhaft männliches Buch über Deutschland gelesen hatte. Ein zweites Wunder war Lambert. Nachdem Herr Marechal, der Studien-Director, ihn geprüft hatte, so erzählte der Vater Haugoult, hatte er gedacht, ihn zu den Großen setzen zu müssen, allein wegen seiner Schwäche im Lateinischen war ihm nur Quarta angewiesen. Jedoch sollte er jährlich eine Klasse überspringen. Ausnahmsweise sollte er zu der Akademie gehören. Wir sahen also die Ehre voraus, unter uns Kleinen einen Mitschüler zu haben, dessen Rock mit dem rothen Bande geschmückt war, welches die Akademiker von Vendôme trugen. Den Akademikern wurden übrigens glänzende Vorrechte zu Theil: sie speisten oft am Tische des Directors und hielten jährlich zwei literarische Sitzungen, denen wir mit Begeisterung beiwohnten, um ihre Arbeiten anzuhören. Kurz, ein Akademiker war ein kleiner großer Mann. Wenn ein ehemaliger Schüler von Vendôme offen sein will, so muß er gestehen, daß ihm späterhin ein wahrer Akademiker von der wahren französischen Akademie weit weniger großartig vorgekommen ist, als das Riesenkind, welches mit dem Kreuz und dem rothen Bande, den zauberischen Insignien unserer Akademie, geschmückt war. Um die Wichtigkeit dieser Ehre zu begreifen, muß man wissen, daß es sehr schwierig war, in jene glorreiche Körperschaft aufgenommen zu werden, bevor man in Secunda saß, weil die Akademiker verpflichtet waren, uns Erzählungen in Versen oder in Prosa, literarische Abhandlungen, Episteln, Trauerspiele und Lustspiele vorzulesen, lauter Ausarbeitungen, welche den Fähigkeiten der untern Klassen noch zu hoch waren. Lange ist mir

eine Erzählung unter dem Titel der grüne Esel im Gedächtniß geblieben, welcher meiner Meinung nach das ausgezeichnetste Werk jener unbekannten Akademie war. Nun sollte ein Quartaner der Akademie angehören. Der Vater Haugoult sagte, jener Knabe, der in seinem vierzehnten Jahre bereits Dichter und von der Frau von Staël geliebt sei, werde unter uns wie ein Hexenmeister erscheinen, er werde fähig sein, eine Ausarbeitung oder eine Uebersetzung zu machen, ehe wir nur unsere Bücher aufgeschlagen hätten. Er könne seine Aufgabe lernen, wenn er sie nur ein einziges Mal überläse. Louis Lambert verwirrte alle unsere Begriffe. Die Neugierde des Vater Haugoult, die Ungeduld, mit welcher er selbst den Neuling erwartete, schürten unsere entflammte Einbildungskraft noch mehr an.

„Wenn er etwa Tauben hat, so wird er kein Taubenhaus mehr finden; auch ist kein Platz mehr da, noch eins anzubringen. Das wird ihm leid thun!" sagte einer von uns, welcher später ein ausgezeichneter Landwirth geworden ist.

„Neben wem wird er sitzen?" fragte ein Anderer.

„O! ich möchte wohl sein **faisant** werden!" rief ein Begeisterter aus.

Das Wort **faisant** bildete in unserer collegialen Sprache einen technischen Ausdruck, welcher ziemlich schwer zu übersetzen ist. Jenes Wort drückte eine brüderliche Theilung der Freuden und Leiden unseres kindlichen Lebens aus, eine Gemeinschaft, welche reich an Zänkereien und Wiederversöhnungen war, ein Freundschaftsbündniß zu Trutz und Schutz. Wunderlich kann es scheinen, daß ich nie zwei Brüder gekannt habe, welche **faisans** gewesen wären. Der Mensch lebt nur durch die Gefühle, und vielleicht glaubt er sein Dasein dadurch ärmer zu machen,

daß er eine gefundene Freundschaft mit einer natürlichen vermengt.

Der Eindruck, welchen die Reden des Vater Haugoult an jedem Abende auf mich machten, ist einer der lebhaftesten aus meiner Kindheit, und ich kann ihn nur mit dem vergleichen, welcher mir durch die Lesung des Robinson Krusoe wurde. Ich verdankte selbst später der Erinnerung an jene überschwänklichen Gefühle eine Bemerkung, welche vielleicht noch neu in Bezug auf die verschiedenen Wirkungen ist, welche Worte in dem Geiste eines Jeden hervorzubringen vermögen. Das Wort hat nichts Absolutes. Wir wirken mehr auf dasselbe ein, als es auf uns einwirkt. Seine Kraft steht im Verhältniß zu den Bildern, welche wir erlangt haben, und die wir mit ihm verbinden. Aber das Studium dieser Erscheinung verlangt eine weitläufige Entwickelung, welche hier nicht am Orte sein würde.

Da ich nicht schlafen konnte, so hatte ich eine lange Unterredung mit meinem Bettnachbar, den ebenfalls das außerordentliche Wesen beschäftigte, welches wir am folgenden Tage unter uns sehen sollten. Dieser Nachbar, welcher später Officier war und jetzt philosophischer Schriftsteller ist, Barchou de Penhoën, verleugnete nie seine künftige Bestimmung, noch den Zufall, welcher in derselben Klasse, auf derselben Bank und unter demselben Dache die beiden einzigen Schüler von Vendôme vereinte, von denen Vendôme jetzt sprechen hört. Der Uebersetzer Fichtes, der Erklärer und Freund des Herrn Ballanche, war damals, wie auch ich, bereits mit metaphysischen Fragen beschäftigt. Oft sprach er mit mir über Gott, über uns und über die Natur. Besondere Anlagen hatte er damals zur Zweifelsucht. Um seine Rolle festzuhalten, leugnete er Lamberts Fähigkeiten, während ich, der ich kaum erst die **Enfans célèbres** gelesen

hatte, ihn mit Beweisen überhäufte und den kleinen Montcalm, Pico von Mirandola, Pascal und andere frühreife Gehirne anführte, die mir als berühmte Regelwidrigkeiten in der Geschichte des menschlichen Geistes die Vorgänger Lamberts schienen.

Ich selbst las damals leidenschaftlich alle Bücher, die ich bekommen konnte. Da mich mein Vater auf die polytechnische Schule bringen wollte, so ließ er mir noch Privatunterricht in der Mathematik ertheilen. Nun war aber mein Privatlehrer Bibliothekar des Collegiums und ließ mich Bücher nehmen, ohne darauf zu achten, welcher Art dieselben wären. Ich glaube, daß er entweder wenig verstand, oder mit irgend einer wichtigen Unternehmung sehr beschäftigt war, denn selbst während der Privatstunden, die er mir in der Bibliothek ertheilte, ließ er mich sehr gern lesen und arbeitete indeß an irgend etwas Anderem. So wurde also zwischen uns Beiden stillschweigend ein Bündniß geschlossen, dem zufolge ich mich nicht beklagte, daß ich nichts lernte, und er dagegen mich so viele Bücher aus der Bibliothek nehmen ließ, wie ich wollte. Hingerissen durch diese unzeitige Neigung, vernachlässigte ich meine Studien und machte dagegen Gedichte, welche in der That wenig Hoffnung einflößen mochten, wenn ich einen Schluß auf dieselben aus einem langen Verse fällen soll, welcher unter meinen Kameraden berühmt geworden war und eine Epopöe auf die Inkas begann:

„O Inka! Unglücklicher Du und leidenvoller König!“

Aus Spott über meine Versuche wurde ich der Dichter genannt. Die Verhöhnungen besserten mich nicht. Ich reimte immer fort, ungeachtet des klugen Raths, den mir unser Director, Herr Mareschal, gab, um mich von einer unglücklicher Weise schon eingewurzelten Sucht zu heilen. Vergebens erzählte er

mir das Unglück jener jungen Schwalbe, die aus dem Neste gefallen war, weil sie zu fliegen versuchte, ehe sie Flügel hatte; ich setzte meine Lesereien fort und wurde unter der ganzen Abtheilung der Kleinen derjenige Schüler, welcher am wenigsten thätig, am meisten faul, folglich auch am meisten gestraft ward.

Diese Abschweifung mag die Natur der Gedanken begreiflich machen, von denen ich bei Lamberts Ankunft ergriffen wurde. Ich war damals zwölf Jahre. Gleich von vorn herein fühlte ich eine unbestimmte Hinneigung zu einem Knaben, mit welchem ich dasselbe reizbare Temperament gemein hatte. Ich freute mich, einen Gefährten zu bekommen, mit welchem ich träumen und denken könnte. Ohne noch zu wissen, was Ruhm sei, fand ich es ruhmreich, der Kamerad eines Knaben zu werden, dessen Unsterblichkeit Frau von Staël bereits vorbereitet hatte. Louis Lambert schien mir ein Riese zu sein.

Endlich erschien der so sehnsüchtig erwartete folgende Tag. Einen Augenblick vor der Frühstückszeit hörten wir auf dem stillen Hofe die Tritte des Herrn Mareschal und des Neulings. Sofort wendeten sich die Blicke Aller nach der Thür der Klasse. Der Vater Haugoult, welcher die Martern unserer Neugierde theilte, vergaß das Bst!, durch welches er uns sonst Ruhe gebot und zur Arbeit ermahnte. Nun sahen wir den berühmten Neuling, welchen Herr Mareschal an der Hand hielt. Der Regent stieg vom Katheder herab und der Director sagte nach hergebrachter Weise feierlich zu ihm: „Mein Herr, ich bringe Ihnen Louis Lambert. Nehmen Sie ihn in die Quarta auf.“

Nachdem er dann einige Worte mit leiser Stimme mit dem Regenten gewechselt hatte, fuhr er laut fort: „Wo werden Sie ihn hinsetzen?“

Es wäre sehr unrecht gewesen, hätte einer von uns um des

Neulings willen von seinem Platze verdrängt werden sollen, und da nur noch ein einziger Sitz leer war, so erhielt diesen Louis Lambert, und zwar neben mir, weil ich zuletzt in die Klasse gekommen war.

Ungeachtet der Zeit, welche wir noch in dem Studienzimmer zuzubringen hatten, erhoben wir uns Alle, um Lambert zu betrachten. Herr Mareschal hörte unsere Reden, sah uns aufgeregt und sagte zu uns mit jener Güte, die ihn uns so besonders lieb machte: „Seid wenigstens vernünftig und stört die andern Klassen nicht." Diese Worte bewirkten, daß wir schon einige Zeit vor dem Frühstück frei bekamen. Wir umgaben nun sämmtlich den Neuling, während sich Herr Mareschal mit dem Vater Haugoult auf dem Hofe erging. Wir waren so ein achtzig Teufel, kühn, wie Raubvögel. Obgleich wir Alle den grausamen Augenblick der Aufnahme durchgemacht hatten, so verschonten wir doch nie einen Neuling mit unserem spöttischen Gelächter, mit den Fragen und Grobheiten, welche bei einer solchen Gelegenheit zur großen Angst des Neuaufgenommenen rasch auf einander folgten, denn wir prüften auf solche Weise die Sitten, die Kraft und den Charakter desselben. Lambert, der entweder sehr ruhig oder betäubt war, antwortete auf keine von unseren Fragen. Ein allgemeires Gelächter brach aus, als einer von uns zu ihm gesagt hatte, daß er wahrscheinlich aus der Schule des Pythagoras komme. Der Neuling erhielt nun den Namen Pythagoras, und behielt ihn, so lange er auf dem Collegium blieb. Durch einen scharfen Blick von Seiten Lamberts, durch die Verachtung, die seine Züge gegen unsere Kindereien ausdrückten, welche so wenig mit der Natur seines Geistes im Einklange standen, durch die leichte Haltung, in welcher er zu bleiben verstand, durch seine anscheinende und seinem Alter ange-

messene Kraft wurde jedoch den bösartigsten Subjekten unter uns eine gewisse Achtung eingeflößt. Was mich betraf, so stand ich neben ihm und beobachtete ihn, ohne etwas zu sagen.

Louis war ein hagerer und schlanker Knabe, etwa vier und einen halben Fuß hoch. Seine Züge und seine Hände, gebräunt durch die Sonne, schienen auf eine Muskelkraft zu deuten, welche dennoch keineswegs in einem besondern Grade vorhanden war. Zwei Monate nach seinem Eintritt in das Collegium, als ihn der Aufenthalt in der Klasse seine in der Sonne und Luft erlangte Färbung hatte verlieren lassen, sahen wir ihn daher bleich und weiß werden, wie ein Mädchen. Sein Kopf war ungemein stark. Seine schönen schwarzen und dicht gelockten Haare verliehen seiner Stirn eine unnennbare Anmuth. Die Größe dieser Stirn fiel selbst uns auf, die wir doch, wie man sich leicht denken kann, noch sehr wenig um die Kennzeichen bekümmert waren, welche die Schädellehre gewährt. Die Schönheit dieser prophetischen Stirn rührte besonders von dem außerordentlich reinen Schnitt der beiden Bogen her, unter welchen seine schwarzen Augen strahlten. Diese Bogen schienen aus Alabaster geschnitten und ihre Linien zeigten, was sehr selten ist, einen vollkommenen Parallelismus. Seine Züge waren übrigens sehr unregelmäßig, doch war es auch kaum möglich, dieselben zu beachten, wenn man seine Augen sah, deren Blick eine prachtvolle Abwechselung des Ausdrucks besaß, und in denen seine Seele zu liegen schien. Bald war jener Blick hell und durchdringend, daß man vor demselben zurückschrak, bald verrieth er eine himmlische Milde, und in den Augenblicken, wo sich der Knabe seinen Betrachtungen überließ, wurde er auch wieder trübe und so zu sagen farblos; so glich sein Auge gewissermaßen einem Glase, welches die Strahlen der Sonne zurück-

wirft und dann wieder matt erscheint, wenn sich die Sonne hinter eine Wolke zurückgezogen hat. Mit seiner Nervenkraft und seiner organischen Geschmeidigkeit stand es eben so, wie mit seinem Blick: auch hier dieselbe Beweglichkeit, dieselben Launen. Seine Stimme wurde sanft, wie die harmonische Stimme, welche am Morgen in einem wollüstigen Bette ein Wort der Liebe ausspricht; dann wurde sie wieder bisweilen schwerfällig, unrichtig, holprig, wenn es erlaubt ist, diese Worte anzuwenden, um ganz neue Wirkungen auszudrücken. Was seine gewöhnliche Kraft betraf, so war er unfähig, die Anstrengung der geringsten Spiele zu ertragen und schien offenbar schwach, fast kraftlos. Als aber in den ersten Tagen nach seiner Aufnahme einer von unsern Matadors über diese krankhafte Zärtlichkeit spottete, durch welche er zu den wilden Übungen, die auf dem Collegium Mode waren, untauglich wurde, da ergriff Lambert mit seinen beiden Händen eine von unseren Tafeln, an welcher zwölf Schüler sitzen konnten, an einem Ende derselben, und hob sie einige Fuß vom Boden empor. Dann sagte er: „Nun versucht, ob Ihr das auch könnt.“

Ich war dabei und kann bestätigen, daß kein Anderer ihm eine solche Kraftaufwendung nachmachen konnte. Lambert schien das Vermögen zu besitzen, in gewissen Augenblicken außergewöhnliche Kräfte aufzubieten und alle seine Fähigkeiten auf einen bestimmten Punkt zu vereinen.

Den Kindern geht es übrigens eben so, wie den erwachsenen Menschen, daß sie Alles nach dem ersten Eindrucke beurtheilen, den sie erhalten. Daher wurde auch Louis nur während der ersten Tage nach seiner Ankunft beobachtet. Er machte damals die Vorhersagen der Frau von Staël vollkommen zu Schanden und verwirklichte keins von den Wundern, die wir

von ihm erwarteten. Nach einer dreimonatlichen Prüfung galt er für einen ganz gewöhnlichen Schüler. Mir allein war es vorbehalten, in diese erhabene, fast möchte ich sagen, göttliche Seele einzudringen. Was kann Gott näher stehen, als das Talent in einem kindlichen Herzen? Die Gleichheit unserer Neigung und Gedanken machte uns zu Freunden und faisans. Unsere Brüderschaft wurde eine so enge, daß man stets unsere Namen mit einander verband, und nie den einen oder den andern aussprach. Der Dichter und Pythagoras! Das war so eine Schülersitte, ein Einfall, der nicht nur auf uns Beide angewandt wurde. Es gab noch andere Namen, welche das Beispiel einer ähnlichen Verbindung darboten. So blieb ich zwei Jahre lang der Kollegienfreund des armen Louis Lambert, und mein Leben war während jener Zeit so innig mit dem seinigen verbunden, daß es mir dadurch jetzt möglich ist, eine Geschichte seines Verstandes zu schreiben. Lange Zeit blieben mir die Poesie und die Reichthümer unbekannt, welche mein Kamerad im Herzen und unter der Stirn barg. Ich mußte erst dreißig Jahre alt werden, meine Beobachtungen mußten reifen und an Erfahrung gewinnen, der Strahl eines lebhafteren Glücks mußte dieselben auf das Neue erleuchten, ehe ich die ganze Wichtigkeit der Erscheinungen begriff, deren Zeuge ich damals ahnungslos und sorglos war; ich erfreute mich derselben, ohne mir ihre Größe und ihren Mechanismus zu erklären, ich habe sogar manche derselben vergessen und erinnere mich nur an diejenigen, welche am meisten in die Augen fielen. Jetzt aber hat mein Gedächtniß jene Erscheinungen geordnet und ich habe mich in alle Geheimnisse jenes fruchtbaren Kopfes eingeweiht, indem ich mich in die köstlichen Tage unserer Jugendfreundschaft im Geiste oft zurückversetzte. Die Zeit allein ließ mich also den Sinn der Ereignisse

und Thatsachen durchblicken, an denen jenes unbekannte Leben, wie das so mancher andern für die Wissenschaft verlorenen Männer so reich war. Daher ist auch diese Erzählung in der Darstellung und Würdigung der Dinge voll von rein moralischen Anachronismen, was, wie ich meine, ihrem eigenthümlichen Interesse jedoch nicht schaden wird.

Während der ersten Tage seines Aufenthalts in Vendôme wurde Louis die Beute einer Krankheit, deren Symptome von den Augen unserer Wächter nicht bemerkt wurden, die aber nothwendig die Ausübung seiner hohen Fähigkeiten hemmte. Gewöhnt an die freie Luft, an die Unabhängigkeit einer Erziehung, welche dem Zufall überlassen war, gehätschelt durch die zärtliche Sorgfalt eines Greises, der ihn liebte, gewöhnt, in der Sonne zu denken, war es ihm sehr schwer, sich in die Regeln des Collegiums zu fügen, in Reih' und Glied zu gehen, in den vier Wänden eines Saales zu leben, in welchem achtzig Knaben schweigend vor ihren Büchern auf hölzernen Bänken saßen. Seine Sinne hatten eine Vollendung, die ihnen eine seltne Zartheit verlieh, und Alles litt bei ihm durch dieses gemeinsame Leben. Die Ausdünstungen, durch welche die Luft verdorben war, gemischt mit den Gerüchen eines stets schmutzigen und von dem Reste unserer Speisen angefüllten Schulzimmers, beleidigten seinen Geruchsinn; dieser Sinn aber, welcher in einer im höhern Grade unmittelbaren und genauen Beziehung zu dem Gehirn steht, als die andern Sinne, mußte den Organen des Denkens eine große Erschütterung mittheilen, wenn er selbst beleidigt wurde. Außer jenen Ursachen der atmosphärischen Verderbniß gab es auch noch Kasten in unseren Arbeitssälen, in welche Jeder seine Beute legte, und oft sah ich in denselben Tauben, welche für einen Festtag geschlachtet waren, oder Speisen, die

heimlich aus dem Refectorium mitgenommen waren. Endlich enthielten unsere Säle auch noch einen großen Stein, auf welchem fortwährend zwei Wassereimer standen, eine Art von Schwemme, zu der wir uns alle Morgen, einer nach dem andern, in Gegenwart des Lehrers begaben, um Angesicht und Hände zu waschen. Von hier gingen wir an einen Tisch, an welchem wir von Frauen gekämmt und gepudert wurden. Da unser Saal nur ein Mal täglich, Morgens vor unserem Erwachen, gereinigt wurde, so blieb er stets unsauber, und ungeachtet der Anzahl der Fenster und der Höhe der Thür war die Luft durch die Ausdünstungen des Waschwassers, durch die Kämmerei, durch die Speisekasten und durch die tausend kleinen Industrien eines jeden Schülers, die Ausdünstung unserer achtzig Körper nicht mitgerechnet, dort stets verderbt. Jene Art Collegien-Koth, ohne Unterlaß durch den Koth vermehrt, den wir von den Höfen mit hereinbrachten, bildete eine Art Düngergrube von unerträglichem Gestank. Die Beraubung der reinen und würzigen Luft der Felder und Wälder, in welcher er bisher gelebt hatte, die Veränderung seiner Gewohnheiten, die Schulzucht, das Alles machte Lambert traurig. Fortwährend lehnte er sein Haupt auf die linke Hand und stützte den Ellenbogen auf den Tisch, indem er die Arbeitsstunden damit zubrachte, daß er nach dem Laube der Bäume auf dem Hofe, oder nach den Wolken des Himmels schaute. Er schien seine Aufgaben zu lernen, aber der Regent sah, daß er die Feder unbeweglich in der Hand hielt und noch kein Wort geschrieben hatte, weßhalb er ihm zurief:

„Du thust ja nichts, Lambert!“

Dieses: „Du thust ja nichts!“ war ein Nadelstich, welcher sein Herz verletzte. Er entbehrte nun der Erholungsstunden. Er hatte seine Strafarbeiten noch zu schreiben. Diese Arbeiten,

eine Strafe, deren Art nach den Gewohnheiten eines jeden Collegiums abwechselt, bestanden in Vendôme in einer gewissen Anzahl von Versen, welche während der Freistunden abgeschrieben werden mußten. Wir, Lambert und ich, waren in einem solchen Grade stets mit Strafarbeiten überhäuft, daß wir während unserer zweijährigen Freundschaft nicht sechs freie Tage hatten. Ohne die Bücher, welche wir aus der Bibliothek holten, und welche das Leben unseres Geistes erhielten, würde jene Art des Daseins uns zu einer vollkommenen Verdumpfung geführt haben. Der Mangel an körperlicher Uebung macht Kinder allemal unglücklich. Die Gewohnheit, sich mehr auf das Zimmer zu beschränken, reibt die Gesundheit auf. Namentlich bei Schülern bringt die Entbehrung der freien Luft und das fortgesetzte Leben in ihren Arbeitszimmern die unglücklichsten Wirkungen hervor. Das in den Collegien beobachtete Strafsystem verdient daher die Aufmerksamkeit der Behörden, welche dem Unterricht vorstehen, falls es bei denselben Denker geben sollte, die nicht lediglich an sich denken.

Wir zogen uns auf tausend verschiedene Weisen unsere Strafarbeiten zu. Unser Gedächtniß war so herrlich, daß wir nie unsere Aufgaben lernten. Es reichte für uns hin, unsere Kameraden die französischen oder lateinischen Stücke hersagen zu hören, um sie dann ebenfalls wiederholen zu können; wenn aber der Lehrer unglücklicher Weise die Ordnung einmal umkehrte und uns zuerst fragte, dann wußten wir oft nicht einmal, was aufgegeben war. Nun gab es Strafarbeiten, und wenn wir auch uns noch so geschickt entschuldigten. Endlich warteten wir stets bis auf den letzten Augenblick, ehe wir unsere Aufgaben machten. Wir hatten vielleicht ein Buch durchzulesen, wir waren in eine Träumerei versunken . . . und dann vergaßen wir un-

sere Aufgaben ganz. Eine neue Quelle zu Strafarbeiten! Oft schrieben wir unsere Uebersetzungen erst nieder, wenn der Oberste, welcher sie einzusammeln hatte, bereits zu uns kam, um sie uns abzuverlangen.

Zu den geistigen Schwierigkeiten, welche bei Lambert die Gewöhnung an das Collegium verhinderten, gesellte sich noch eine andere nicht weniger grausame, die wir Alle durchgemacht haben, nämlich der körperliche Schmerz, der für uns grundlose Mannichfaltigkeiten darbot. Die Zartheit der Oberhaut verlangt bei Kindern eine in das Kleinliche gehende Sorgfalt, besonders im Winter, während dessen sie aus tausend Gründen fortwährend die eiskalte Atmosphäre eines schmutzigen Hofes mit der heißen Temperatur der Schulzimmer vertauschen. Besonders die Neulinge, denen mit einem Male die mütterliche Aufmerksamkeit fehlte, wurden von Frostbeulen und Hautschrunden heimgesucht, welche so schmerzhaft waren, daß diese Leiden während des Frühstücks eine besondere Verbindung nöthig machten, die aber bei der großen Menge der schmerzenden Hände, Zehen und Fersen stets sehr unvollkommen blieb. Ueberdieß waren viele Kinder gezwungen, das Übel dem Mittel vorzuziehen. Entweder hatten sie ihre Arbeiten zu machen, oder sie konnten sich die Freuden der Glitschbahn nicht versagen und verschmähten daher einen Verband, der sorglos angelegt war und noch sorgloser beobachtet wurde. Dazu kamen noch die Sitten des Collegiums, daß man sich über die armen Kranken aufhielt, wenn sie sich verbinden lassen wollten. Mancher riß schon aus diesem Grunde die Lappen wieder ab, mit denen die Krankenwärterin seine Hände umgeben hatte. Daher waren im Winter Viele unter uns, deren Finger und Zehen halb abgestorben waren, die an wüthenden Schmerzen litten, und wegen

der Schmerzen nicht zu arbeiten vermochten, dann aber bestraft wurden, weil sie nicht gearbeitet hatten. Zu oft getäuscht durch erdichtete Krankheiten achtete der Vater auch auf die wirklichen nicht mehr. Für das Kostgeld wurden die Zöglinge ganz von dem Collegium unterhalten, dessen Verwaltung wegen der Bekleidung einen Vertrag mit den Handwerkern abzuschließen pflegte, daher jene wöchentliche Inspection, von der ich schon gesprochen habe. Diese für die Verwaltung herrliche Verfahrungsweise hatte für den Verwalteten stets traurige Folgen. Wehe dem Kleinen, der die schlechte Gewohnheit hatte, seine Schuhe aufzustauchen, oder die Sohlen zu schnell abzunutzen, entweder weil er einen schlechten Gang hatte, oder weil er während der Arbeitsstunden zu viel mit seinen Füßen rutschte, um dem Thätigkeitsdrange zu gehorchen, welchen die Kinder empfinden.

Während des ganzen Winters erging sich Mancher nur unter lebhaften Schmerzen. Zunächst erwachte der Schmerz seiner Frostbeulen, welcher so heftig war, wie ein Anfall von Gicht. Dann lösten sich die Bänder und Haken, welche die Schuhe hielten, oder die ausgetretenen Kappen verhinderten das schlechte Fußwerk, fest an den Füßen des Kindes zu haften; es war dann gezwungen, auf den beeisten Wegen mühsam dasselbe nachzuschleppen, oder auch mit noch größerer Mühe es aus dem thonigen Erdreich von Vendômois herauszuziehen. Endlich drangen Wasser und Schnee oft durch eine unbemerkte Trennung der Naht, oder durch einen schlecht aufgesetzten Flicken ein, und der Fuß schwoll dann an. Von sechzig Kindern waren nicht zehn, welche ohne irgend eine besondere Qual gehen konnten. Dennoch folgten sie dem Führer, durch den Zug mit fortgerissen, wie die Erwachsenen durch das Leben in das Leben getrieben werden. Wie oft weinte nicht ein edles Kind vor Wuth, wäh-

rend es den Rest seiner Kraft aufbot, um vorwärts zu gehen, oder ungeachtet seiner Leiden zu der Hürde zurückzukehren, so sehr befürchtet in diesem Alter das noch neue Herz das Lachen und das Mitleid, diese beiden verschiedenen Arten des Spottes. In der Schule, wie im Leben, verachtet der Starke den Schwachen, ohne zu wissen, worin die wahre Stärke besteht. Das war aber noch nichts. Zweifach war das Uebel, zweifach der Kummer. Man hatte keine Handschuhe an den Händen, wenn zufällig die Eltern, die Krankenfrau oder der Director den Schwächsten unter uns Handschuhe geben ließen, so belustigten sich die Renommisten oder die Großen der Klasse darüber und legten sie auf den Ofen, um sie angeblich zu wärmen, in der That aber zu verbrennen; entgingen sie aber wirklich den Spöttern, so wurden sie bald schmutzig und zerrissen, weil die Sorgfalt fehlte. Kurz, es waren keine Handschuhe möglich. Handschuhe wären ein Vorrecht gewesen und Kinder verlangen Gleichheit. Diese verschiedenen Arten von Schmerz bestürmten nun Louis Lambert. Gleich allen Denkern, welche sich in der Ruhe ihres Nachdenkens an irgend eine mechanische Bewegung gewöhnen, hatte auch er die Gewohnheit, mit seinen Schuhen zu spielen und zerriß daher dieselben in kurzer Zeit. Sein weiblicher Teint, seine Lippen litten bei der geringsten Kälte. Seine weichen und weißen Hände wurden roth und aufgeschwollen. Beständig hatte er den Schnupfen. Louis wurde daher ein wahrer Leidensträger, bis er sich an die Sitten seines neuen Lebens gewöhnt hatte. Endlich durch die bittere Erfahrung der Leiden belehrt, war er gezwungen, an seine Wirthschaft zu denken, um mich dieses in den Collegien üblichen Ausdrucks zu bedienen. Unter Wirthschaft versteht man dort die Sorge für seinen Eßkasten, für seine Kleider und Schuhe, die Schonung der Tinte,

der Bücher, der Schreibhefte und Federn; kurz, alle jene tausend Einzelnheiten unseres kindlichen Daseins, durch welche mit kaufmännischer Genauigkeit jene selbstsüchtigen und mittelmäßigen Geister beschäftigt wurden, welche jedenfalls das Lob des Fleißes und der guten Aufführung von ihren Lehrern erhielten, jenes Lob, dessen sich ein hoffnungsvolles Kind, welches in seinem glühenden Geiste sich mit Liebe dem Strome seiner Gedanken überläßt, selten rühmen kann. Das ist aber noch nicht Alles. Es giebt noch einen fortwährenden Kampf zwischen den Lehrern und Schülern, einen Kampf ohne Waffenstillstand, mit welchem nichts in der Welt verglichen werden kann, wenn nicht vielleicht der Kampf der Opposition gegen das Ministerium in einem Lande, das eine Volksverfassung hat. Allein die Zeitungsschreiber und die Redner der Opposition sind vielleicht weniger geschäftig, einen Vortheil zu benutzen, weniger hart bei der Vorwerfung eines Unrechts, weniger bitter in ihrem Spott, als die Schüler gegen die Männer, deren Leiden sie übergeben sind. Bei einem solchen Handwerker möchte selbst einem Engel die Geduld vergehen. Daher darf man auch einem armen Schulmeister, der schlecht bezahlt wird, und folglich wenig Scharfsinn besitzt, es nicht verargen, wenn er bisweilen ungerecht ist oder in Zorn geräth. Ohne Unterlaß beobachtet durch eine Menge spottender Blicke, von Fallstricken umgeben, rächt er sich bisweilen wegen der Fehler, deren er sich vor den Alles erblickenden Schülern schuldig macht. Auch in Vendôme war die Zuchtruthe die ultima ratio patrum. War die Erfüllung einer Pflicht vergessen, eine Aufgabe schlecht gelernt, ein gewöhnlicher Leichtsinn begangen, so genügte eine Strafarbeit. Allein die beleidigte Eigenliebe des Lehrers sprach durch die Zuchtruthe. Unter den körperlichen Leiden, denen wir unterworfen waren, war das

schmerzhafteste gewiß jenes, welches uns der erwähnte Ochsenziemer veranlaßte, der fast zwei Finger dick war und mit aller Kraft, mit aller Wuth des Regenten auf unsere schwachen Hände sauste. Der Schuldige, welcher diese klassische Züchtigung empfangen sollte, mußte in der Mitte des Schulzimmers niederknieen. Er mußte von seiner Bank aufstehen und sich dann neben dem Katheder niederwerfen, während sich die neugierigen, oft spöttischen Blicke aller seiner Schulgenossen auf ihn richteten. Für zartfühlende Seelen waren diese Vorbereitungen eine doppelte Marter, ähnlich der Fahrt vom Palais nach dem Grève-Platze, welche sonst die zum Tode Verurtheilten zurückzulegen hatten. Je nach dem verschiedenen Charakter schrieen und weinten Einige bittere Thränen vor oder nach der Züchtigung, indeß Andere mit stoischer Duldung den Schmerz hinnahmen; während der Züchtigung vermochten aber auch die Kräftigsten Zuckungen ihrer Züge nicht zu vermeiden. Louis Lambert wurde oft genug gezüchtigt und verdankte das der Ausübung einer Fähigkeit seiner Natur, deren Dasein er selbst nicht kannte. Wenn er durch das: „Du thust ja nichts!" des Lehrers aus seinem Nachdenken gerissen war, so ereignete es sich oft, daß er, ohne es zu wissen, einen verächtlichen und noch immer gedankenschweren Blick auf jenen Mann richtete. Dieser Blick veranlaßte ohne Zweifel eine elektrische Erregung, die dem Lehrer unerträglich war. Das erste Mal, daß sich der Vater über jene Verachtung ärgerte, welche ihn wie ein Blitz traf, sagte er folgende Worte, an die ich mich noch deutlich erinne.e: „Wenn Du mich noch einmal so anblickst, Lambert, so erhältst Du eine Züchtigung." Bei diesen Worten richteten Alle ihre Köpfe empor und die Augen Aller schauten abwechselnd auf den Lehrer und auf Louis. Die Anrede war so albern, daß der Knabe einen niederschmet-

ernden Blick auf den Vater richtete. Daher entstand zwischen dem Regent und Lambert ein Kampf, der endlich mit einer gewissen Menge Hiebe abgemacht wurde. Lambert aber lernte dadurch die niederschmetternde Kraft seines Auges kennen.

Der arme Dichter, der so nervenschwach und oft einer hysterischen Frau ähnlich war, wurde durch eine chronische Schwermuth beherrscht und war so krank an seinem Genie, wie ein junges Mädchen an der Liebe, die es selbst noch nicht kennt; da dieses so starke und so schwache Kind durch eine Corinna von seinen schönen ländlichen Gefilden hinweggeführt war, um in die Form eines Collegiums eingepreßt zu werden, der sich jeder Körper, jeder Geist zur Herstellung einer allgemeinen Einförmigkeit anschmiegen muß, gleich wie die Goldstücke unter dem Drucke der Prägstange gleichförmig gestempelt werden, so litt Louis Lambert an allen Punkten, an denen der Schmerz einen Zugang zum Geiste und zum Fleische zu erlangen vermochte. Gefesselt an seine Bank, hart getroffen durch die Züchtigungen, aufgerieben durch Krankheit, mit Schmerzen an allen Sinnen und eingepreßt durch einen Gürtel von Leiden, sah er sich gezwungen, seine Hülle den tausend Tyranneien des Collegiums zu überlassen. Gleich jenen Märtyrern, welche unter ihren Qualen lächelten, zog auch er sich in den Himmel zurück, der sich seinen Gedanken öffnete. Vielleicht unterstützte ihn dieses rein innerliche Leben, die Geheimnisse zu erblicken, zu denen er so viel Glauben hatte.

Unsere Unabhängigkeit, unsere unerlaubten Beschäftigungen, unsere anscheinende Faulheit, das Nachdenken, in welches wir stets versunken waren, unsere beständigen Strafen, unser Widerstreben gegen unsere Pflichten und unsere Strafarbeiten . . . das Alles erwarb uns den unbestrittenen Ruf, daß wir ungezogene

und unverbesserliche Knaben seien. Unsere Lehrer verachteten uns und wir fielen gleicher Weise bei unsern Schulgenossen in die äußerste Mißgunst, da wir ihnen unsere heimlichen Arbeiten aus Furcht vor ihren Spöttereien verbargen. Diese doppelte Mißachtung, die ungerecht von Seiten der Väter war, erschien von Seiten unserer Mitschüler als ein natürliches Gefühl. Verstanden wir doch weder Ballspielen, noch auf den Stelzen zu laufen, noch so manche andere von ihren Spielen mit zu machen. Hatten wir einen freien Tag oder auch nur eine freie Stunde, so theilten wir nie die Neigungen der übrigen Knaben, so blieben wir ihren Freuden fremd und setzten uns nachdenkend unter einen Baum auf dem Hofe. Der Dichter und Pythagoras erschienen demnach als Ausnahmen, als ein Leben, welches außerhalb der Schranken des gewöhnlichen Lebens stehe. Der scharfe Blick unserer Mitschüler, die so zarte Eigenliebe derselben ließ sie fühlen, daß unsere Geister entweder höher ständen, als die ihrigen, oder tiefer. Daher entsprang bei einigen ein Haß gegen unsere stumme Aristokratie, während Andere uns als unnütze Mitglieder verachteten. Wir hatten unsere Gefühle, vielleicht ohne daß wir deren bewußt waren, und es ist möglich, daß ich selbst erst in diesem Augenblicke die damaligen Gefühle meiner Mitschüler und meine eigenen richtig erkenne. Gleich zwei Ratten, die sich in einem Winkel verbergen, lebten wir Beide in dem Arbeitszimmer, das wir auch während der Freistunden nicht verließen. Diese ausnahmsweise Lage mußte einen Krieg zwischen unsern Kameraden und uns veranlassen. Am glücklichsten fühlten wir uns, wenn wir ganz vergessen wurden und man uns in dem Arbeitssaale zurückließ, wie zwei Pflanzen oder zwei Verzierungen, welche von dem Ganzen des Saales unzertrennlich wären. Bisweilen aber verspotteten uns die räudigsten unserer

Kameraden, um mißbräuchlich ihre Kraft darzuthun, und wir antworteten mit einer Verachtung, welche oft dem Dichter und Pythagoras Schläge und Stöße zuzog.

Lamberts Heimweh dauerte mehre Monate. Ich weiß nichts, womit sich die Schwermuth vergleichen ließe, deren Beute er war. Louis hat mir den Geschmack an vielen Meisterwerken verdorben. Da wir Beide die Rolle des „Aussätzigen im Thale Aosta“ gespielt hatten, so hatten wir auch alle Gefühle empfunden, welche in dem Buche des Herrn von Maistre geschildert sind, ehe wir dieselben von dieser geschickten Hand übersetzt fanden. Ein Buch kann die Erinnerungen der Kindheit wieder anfrischen, nie aber wird es gegen dieselben kämpfen können. Lamberts Seufzer haben mich mit Hymnen der Trauer bekannt gemacht, die weit beredter waren, als die schönsten Klagen René's. Vielleicht giebt es aber auch keine Vergleichung zwischen den Leiden, welche eine Leidenschaft veranlaßt, die mit Recht oder mit Unrecht durch unsere Gesetze zurückgewiesen wird, und den Schmerzen eines armen Kindes, das sich nach dem Glanze der Sonne, nach dem Thau der Thäler und nach der Freiheit sehnt. René ist nur der Sklav einer Sehnsucht, bei Louis Lambert wurde das ganze Herz unter sklavischem Drucke gehalten. Bei Gleichheit des Talents muß das Gefühl, welches entweder das rührendste ist oder auf Wünsche begründet ist, welche die wahrsten sind, weil sie die reinsten sind, alle erdichteten Klagen des Genies übertreffen. Wenn Louis lange dagesessen und die Blätter einer der Linden auf dem Hofe betrachtet hatte, so sagte er oft nur ein Wort zu mir, allein dieses eine Wort kündete auch eine schrankenlose Träumerei an.

„Zum Glück für mich,“ sagte er eines Tages, „giebt es schöne Augenblicke, während welcher es mir scheint, als wären

die Wände der Klasse niedergesunken und ich, wie früher, in den schönen heimathlichen Gefilden! Welche Wonne, sich dem Fluge seiner Gedanken überlassen zu können, gleich wie ein Vogel sich seinen Schwingen überläßt!"

„Warum ist die grüne Farbe so verschwenderisch in der Natur angebracht?" fragte er mich ein ander Mal. „Warum giebt es so wenig gerade Linien? Warum wendet der Mensch in seinen Werken so selten die krummen Linien an?"

Diese Worte verriethen einen langen Flug durch die Gebiete des Gedankens. Er hatte jedenfalls ganze Landschaften wiedergesehen oder den Duft der Wälder wieder eingeathmet. Eine lebendige und erhabene Elegie, war er stets still und entsagend, litt er stets, ohne sagen zu können: „Ich leide!" Die ganze Welt bedurfte er zur Nahrung und doch war er, war dieser Adler zwischen den engen und schmutzigen vier Wänden eingeschlossen. Daher wurde sein Leben in der weitesten Bedeutung des Ausdrucks ein ideales Leben. Mit Verachtung erfüllt gegen die fast unnützen Arbeiten, zu denen wir verurtheilt waren, setzte er seinen himmlischen Flug fort, während er vollkommen die Dinge unbeachtet ließ, die uns umgaben. Ich gehorchte dem Bedürfniß der Nachahmung, welches die Kinder beherrscht, suchte mein Dasein dem seinigen nachzubilden, und er flößte mir um so mehr seine Neigung zu jener Art von Schlummer ein, in welche tiefes Nachdenken den Körper versenkt, als ich jünger und empfänglicher für Eindrücke war. Wie zwei Liebende gewöhnten wir uns, gleiche Gedanken zu haben und uns alle unsere Schwärmereien mitzutheilen. Schon hatte sein anschauendes Vermögen jene Schärfe erlangt, welche mit den geistigen Wahrnehmungen großer Dichter verbunden sein muß und dieselben oft an der Narrheit hinausstreifen läßt.

„Fühlst Du," fragte er mich eines Tages, „daß in Deinem Herzen wider Deinen Willen phantastische Leiden ihren Sitz aufschlagen? Wenn ich zum Beispiel lebhaft an die Wirkung denke, welche die Spitze meines Messers hervorbringen würde, wenn sie in mein Fleisch eindränge, so fühle ich plötzlich einen heftigen Schmerz, als hätte ich mich wirklich gestochen. Allein dieses Gefühl ergreift mich und überrascht mich, wie ein plötzliches Geräusch, welches eine tiefe Stille unterbricht. Was meinst Du dazu, daß ein Gedanke körperliche Leiden veranlassen kann!"

Wenn er so zarte Gedanken ausdrückte, so versanken wir Beide in eine kindliche Schwärmerei und versuchten in uns die unbeschreiblichen Erscheinungen bezüglich der Erzeugung des Gedankens aufzusuchen, dessen geringste Entwickelungen er zu überraschen hoffte, um eines Tages den unbekannten Apparat des Geistes beschreiben zu können. Nach solchen Streitfragen, die oft mit Kindereien untermengt wurden, strahlte ein flammender Blick aus Lamberts Augen und es ging aus seinem Munde ein Ausspruch hervor, durch welchen er einen Inbegriff seiner Ansicht zu geben suchte.

„Denken, das heißt sehen!" sagte er eines Tages zu mir, aufgereizt durch einen Einwurf, den ich ihm hinsichtlich des Grundgesetzes unserer Organisation machte. „Jede menschliche Wissenschaft beruht auf der Folgerung, welche eine langsame Erscheinung ist, bei welcher man von der Ursache zur Wirkung hinabsteigt, und durch welche man von der Wirkung zur Ursache wieder hinansteigt; oder, in einem weitern Ausdrucke: jede Poesie, wie jedes Werk der Kunst, entspringt aus einer plötzlichen Anschauung der Dinge."

Er war Spiritualist, allein ich wagte, ihm zu widerspre-

chen, indem ich mich mit seinen eigenen Beobachtungen bewaffnete, um den Verstand als ein rein körperliches Ergebniß zu betrachten. Seine Forschungen über das Wesen des Denkens ließen ihn mit einer Art Stolz das entbehrungsreiche Leben annehmen, zu welchem uns unsere Trägheit und unsere Verachtung gegen unsere Pflichten verurtheilten. Er besaß ein gewisses Bewußtsein seines Werthes, welches ihn bei seinem Nachdenken aufrecht erhielt. Mit einer gewissen Wonne fühlte ich, daß sein Geist auf den meinigen einwirkte. Manchmal blieben wir auf unserer Bank sitzen, Beide mit dem Lesen eines Buchs beschäftigt, und vergaßen uns gegenseitig, ohne uns zu verlassen; allein wir wußten, daß wir Beide da wären, wir vertieften uns in einen Ocean von Gedanken, gleich zwei Fischen, welche in demselben Wasser schwimmen. Unser Leben war demnach dem Anscheine nach ein reines Pflanzenleben, aber dennoch lebten wir durch das Herz und durch das Gehirn. Die Gefühle und die Gedanken waren die einzigen Begebenheiten unseres Schullebens.

Lambert übte auf meine Einbildungskraft einen Einfluß aus, dessen Folgen ich noch jetzt fühle. Begierig hörte ich seinen Erzählungen zu, in denen der Ausdruck jenes Wunderbaren lag, welches die Kinder, gleich wie die Erwachsenen, mit so vieler Freude die Mährchen verschlingen läßt, in denen sich die Wahrheit hinter den abgeschmacktesten Gestalten birgt. Seine Neigung zu Geheimnissen und die der Jugend so natürliche Leichtgläubigkeit veranlaßten uns oft, von der Hölle und von dem Himmel zu sprechen. Louis versuchte dann, indem er mir Swedenborg erklärte, mir seine Ansichten über die Natur der Engel aufzudringen. Selbst in seinen unrichtigsten Behauptungen lagen stets überraschende Beobachtungen in Bezug auf die Kraft des Menschen, wodurch seine Worte jene Färbung der Wahrheit

langten, ohne welche in keiner Kunst etwas möglich ist. Das romanhafte Ende, mit welchem er die menschliche Bestimmung beschenkte, war von der Art, daß es jener Neigung schmeichelte, welche die jungfräuliche Einbildungskraft vermag, sich einem blinden Glauben zu überlassen. Haben nicht alle Völker während der Zeiten ihrer Kindheit ihre Glaubenssätze und Götter erfunden? Und die übernatürlichen Wesen, vor denen sie zittern, sind sie nicht die Verkörperlichung ihrer Gefühle, ihrer wachsenden Bedürfnisse? Was mir jetzt noch von den poesievollen Unterhaltungen erinnerlich ist, die wir, Lambert und ich, über den Schweden mit einander hatten, dessen Werke ich später aus Neugierde gelesen habe, läßt sich auf das Folgende zurückführen.

Es giebt in uns zwei genau unterschiedene Wesen. Nach Swedenborg ist der Engel das Geschöpf, bei welchem das innere Wesen den Sieg über das äußere davonträgt. Will der Mensch seinem Beruf zum Engel gehorchen? Dann muß er, sobald ihm sein Nachdenken sein doppeltes Dasein gezeigt hat, darnach streben, daß er die schwache und zarte Engelsnatur, welche in ihm wohnt, nähre. Hat er keinen hellen Blick in Bezug auf seine Bestimmung, so läßt er seine körperliche Thätigkeit vorherrschen, anstatt sein geistiges Leben zu stärken, alle seine Kräfte gehen in das Spiel seiner äußern Sinne über, und der Engel geht allmählich durch die Materialisirung der beiden Naturen unter. Wenn er im entgegengesetzten Falle sein Inneres durch die Nahrung stärkt, welche demselben nöthig ist, so siegt der Geist über den Stoff und sucht sich von demselben zu trennen. Wenn dann ihre Trennung jene Form annimmt, welche wir Tod nennen, so bleibt der Engel, der kräftig genug geworden, um sich von seiner Hülle zu trennen, und beginnt sein wahres Leben. Die unendliche Verschiedenheit, in welcher die Menschen

erscheinen, kann nur durch dieses doppelte Leben erklärt werden; sie macht dasselbe begreiflich und beweist es. In der That muß der Abstand, welcher sich zwischen einem Menschen, dessen träger Verstand ihn zu einer offenbaren Dummheit verurtheilt, und einem solchen befindet, den die Ausübung seines innern Lebens mit einer gewissen Kraft begabt hat . . . in der That, sage ich, muß jener Abstand uns zu der Annahme führen, daß zwischen Menschen von Geist und andern Menschen dieselbe Entfernung Statt finde, welche die Blinden von den Sehenden trennt. Dieser Gedanke, welcher die Schöpfung endlos erweitert, giebt uns gewissermaßen den Schlüssel zum Himmel. Anscheinend hienieden unter einander und zusammen geworfen, sind die Geschöpfe dennoch schon hier je nach der Vollkommenheit ihres innern Lebens in bestimmte Sphären getrennt, die sich durch Sitten und Sprache streng von einander unterscheiden. Wenn irgend ein Bewohner der niedern Regionen in der unsichtbaren oder in der wirklichen Welt zu einem höhern Kreise gelangt, ohne dessen würdig zu sein, so begreift er weder die Gewohnheiten, noch die Reden desselben, und seine Gegenwart lähmt sogar die Stimmen und die Herzen. Dante hat vielleicht in seiner göttlichen Komödie eine gewisse unbestimmte Anschauung jener Sphären gehabt, welche in der Welt der Schmerzen beginnen und sich durch eine kreisförmige Bewegung bis in den Himmel erheben. Die Lehre Swedenborgs würde demnach das Werk eines hellen Geistes sein, der die unzählbaren Erscheinungen in einer gewissen Ordnung dargestellt hat, durch welche sich die Engel unter den Menschen zu erkennen geben

Diese Lehre, die ich hier in kurzen Worten zusammengefaßt habe, wurde mir durch Lambert mit aller Verführungskraft des Geheimnißvollen vorgelegt; er hüllte dieselbe in jene den Mysti-

tern eigenthümlichen Worte, in jene dunkle Redeweise, die voll von Abstractionen ist und so kräftig auf den Geist wirkt, wie man sie in gewissen Büchern von Jakob Böhme, Swedenborg oder Frau Guyon findet, deren aufmerksame Lesung Phantasien in unserm Geiste erweckt, welche eben so vielgestaltig sind, wie die Träume des Opiumessers. Lambert erzählte mir mystische Thatsachen, welche so fremdartig klangen und so lebhaft meine Einbildungskraft trafen, daß ich dadurch schwindelig wurde. Dennoch vertiefte ich mich gern in jene geheimnißvolle Welt, die den Sinnen unsichtbar, in welcher Jeder gern lebt, sei es, daß er sie sich unter der unbestimmten Form der Zukunft darstellt, sei es, daß er sie mit den wunderlichen Bildern des Mährchens bekleidet. Diese heftigen Rückwirkungen des Geistes auf sich selbst belehrten mich meiner selbst unbewußt über seine Kraft und gewöhnten mich an das Denken.

Was Lambert betraf, so erklärte er Alles durch sein System über die Engel. Für ihn war die reine Liebe, die Liebe, wie man sie in der Jugend träumt, das Zusammentreffen zweier Engels-Naturen. Daher glich nichts der Inbrunst, mit welcher er einem weiblichen Engel zu begegnen wünschte. Ach! wer vermochte mehr, als er, Liebe einzuflößen und zu fühlen. Wenn irgend etwas den Begriff einer seltnen Empfindsamkeit geben konnte, so war es die liebenswürdige und gute Natürlichkeit, die in seinen Gefühlen, in seinen Worten, seinen Handlungen und geringsten Bewegungen lag, so wie auch in der Verbindung zwischen uns Beiden, die wir dadurch ausdrückten, daß wir uns faisans nannten. Es wurde kein Unterschied gemacht zwischen dem, was von ihm, und dem, was von mir herrührte. Wir bildeten sogar unsere Schriftzüge gleichmäßig, so daß Einer von uns die Arbeiten Beider machen konnte. Wenn nun Einer von

uns ein Buch durchzulesen hatte, welches nothwendig dem Lehrer der Mathematik zurückgegeben werden mußte, so konnte er ohne Unterbrechung fortlesen, während der Andere die Aufgaben und Strafarbeiten niederschrieb. Wir machten unsere Schularbeiten, wie eine Steuer, von deren Abtragung unsere Ruhe abhing. Oft waren die Arbeiten von einer bemerkenswerthen Vorzüglichkeit, wenn Lambert dieselben abgefaßt hatte. Da wir aber Beide als zwei Dummköpfe betrachtet wurden, so beurtheilte der Lehrer unsere Arbeiten stets von einem Vorurtheile befangen und behielt dieselben sogar zurück, um unsere Schulkameraden mit denselben zu belustigen.

Ich erinnere mich noch, daß der Lehrer eines Tags bei Beendigung des Schulunterrichts, welcher von zwei bis vier Uhr Statt gefunden hatte, eine Übersetzung Lamberts vornahm. Der Text begann mit: **Caius Gracchus, vir nobilis.** Louis hatte diese Worte übersetzt: Caius Gracchus war ein edles Herz.

„Wo siehst Du denn den Begriff Herz in **nobilis**?“ fragte der Professor mit Härte.“

Alle Schüler lachten, während Lambert den Professor verlegen anblickte.

„Was würde die Frau Baronin von Staël sagen, wenn sie erführe, daß Du auf ganz verkehrte Weise das Wort übersetzest, welches auf einen edlen Ursprung, auf eine Herkunft aus dem Patrizier-Geschlechte hindeutet?“

„Sie würde sagen, daß Du ein Dummkopf seiest!“ versetzte ich mit leiser Stimme.

„Herr Dichter, Du wirst wohl für acht Tage in den Carcer wollen!“ antwortete der Professor, der mich unglücklicher Weise verstanden hatte.

Lambert warf einen Blick unaussprechlicher Zärtlichkeit auf mich und wiederholte sanft die Worte: „vir nobilis!“

Die Frau von Staël veranlaßte zum Theil Lamberts Unglück. Bei jeder Gelegenheit wurde ihm jene Frau von Lehrern und Schülern vorgeworfen, und zwar bald auf spöttische, bald auf tadelnde Weise.

Louis bewirkte bald, daß auch er in den Carcer kam, damit er mir Gesellschaft leisten könne. Dort hatten wir mehr Freiheit, als sonst wo, dort konnten wir ganze Tage mit einander sprechen, ohne daß wir von irgend Jemand gestört wurden.

Eine der außerordentlichsten Thatsachen ist jedenfalls die, welche ich jetzt erzählen werde, nicht nur, weil sie Lambert betrifft, sondern auch, weil sie vielleicht auch auf seine wissenschaftliche Bestimmung von entschiedenem Einfluß war. Der Sonntag und der Donnerstag waren die Tage, an denen wir frei hatten, allein die kirchlichen Handlungen, denen wir pünktlich beiwohnen mußten, nahmen den Sonntag so vollkommen hin, daß wir nur den Donnerstag als unsern freien Tag betrachten konnten. Hatten wir an diesem die Messe einmal gehört, so blieb uns hinreichende Muße zu langen Lustgängen in der Umgend von Vendôme. Das Landhaus Rochambeau war das häufigste Ziel unserer Ausflüchte, vielleicht, weil es entfernt war. Selten machten die Kleinen einen so anstrengenden Gang, dennoch schlugen ihnen die Regenten ein oder zwei Mal jährlich den Weg nach Rochambeau als eine Belohnung vor. Es war gegen Ende des Frühlings 1812, als wir zum ersten Mal dort hirgehen sollten. Der Wunsch, das berühmte Schloß Rochambeau zu sehen, dessen Eigenthümer die Zöglinge bisweilen mit Milch bewirthete, machte, daß wir sämmtlich fleißig waren. Der Lustgang wurde also durch nichts verhindert. Lambert

hatte bisher das schöne Thal des Loir, in welchem jenes Landhaus lag, eben so wenig kennen gelernt, wie ich. Seine Einbildungskraft und die meinige waren daher äußerst aufgeregt an dem Tage vor jenem Lustgange, welcher das ganze Collegium in Freude versetzte. Wir sprachen den ganzen Abend von demselben und nahmen uns vor, gegen die Sitten des Collegiums das Geld, welches wir besaßen, für Obst und Milch auszugeben. Am folgenden Tage nach Tische, um halb ein Uhr, zogen wir aus, Jeder mit einem viereckigen Stück Brod versehen, das wir auf den Weg mitbekommen hatten. Munter, wie Schwalben, gingen wir im Zuge dem berühmten Schlosse mit einem Eifer entgegen, der uns gar keine Ermüdung fühlen ließ. Als wir auf dem Hügel angelangt waren, von welchem wir das am Abhange liegende Schloß und das gekrümmte Thal sehen konnten, durch welches sich der Fluß schlängelt, da sagte Louis Lambert zu mir: „Diese schöne Landschaft habe ich heute Nacht im Traume gesehen!"

Er erkannte die Baumgruppen wieder, unter denen wir uns befanden, den Wuchs ihrer Äste, die Farbe des Wassers, die Thürme des Schlosses, alle Einzelnheiten der Landschaft, die er zum ersten Male sah. Wir waren noch beide Kinder, ich wenigstens, der ich erst dreizehn Jahre alt war, denn Louis konnte in seinem funfzehnten Jahre schon die Tiefe eines Mannes von Geist besitzen; allein Beide waren wir damals der Lüge unfähig. Wenn Lambert überdieß mit der ganzen Kraft seines Gedankens die Wichtigkeit der Thatsache ahnete, so war er doch weit entfernt, sogleich den ganzen Umfang zu errathen. Daher war er auch über die wunderbare Erfüllung seines Traumbildes erstaunt. Ich fragte ihn, ob er nicht vielleicht in seiner Kindheit einmal in Rochambeau gewesen wäre. Meine Frage überraschte

ihn. Nachdem er aber alle seine Erinerungen hervorgerufen hatte, antwortete er mir verneinend. Jenes Ereigniß, das sich bei vielen andern Menschen in den Erscheinungen ihrer Träume ebenfalls verwirklicht, wird uns Lamberts Geist begreiflich machen. Er wußte aus demselben ein ganzes System zu folgern und bemächtigte sich, wie es Cuvier in einer andern Ordnung der Dinge that, eines Bruchstücks des Geistes, um durch dasselbe eine ganze Schöpfung herzustellen. Wir setzten uns in jenem Augenbl'cke beide unter eine alte Eiche. Louis sagte zu mir, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte: „Wenn die Landschaft nicht zu mir gekommen ist, was eine abgeschmackte Meinung sein würde, so bin ich also zu ihr gekommen! Wenn ich hier war, während ich in meinem Alkoven schlief, so bestätigte diese Thatsache eine vollständige Trennung zwischen meinem Körper und meinem innern Wesen. Es wird dadurch bewiesen, daß eine Kraft in uns ist, die von den Orten und Räumen unabhängig ist, an denen sich unser Körper befindet. Wenn sich Geist und Körper während des Schlafes von einander trennen können, so muß wohl eine ähnliche Trennung auch während des Wachens bewirkt werden können. Könnte man nicht eine ganze Wissenschaft auf dieser Erscheinung aufbauen?" fuhr er dann fort und schlug sich heftig vor die Stirn. „Wenn sie nicht das Prinzip einer Wissenschaft ist, so verräth sie doch sicherlich eine ganz besondere Macht, welche dem Menschen inne wohnt. Sie deutet wenigstens auf eine häufige Trennung unserer beiden Naturen, auf eine Thatsache, mit der ich mich schon so lange Zeit beschäftige. Ich habe also endlich ein Zeugniß von der Ueberlegenheit gefunden, welche unsere verborgenen Sinne von unsern offenbaren Sinnen unterscheidet! — Aber, vielleicht," fuhr er dann fort und zeigte eine Bewegung des Zweifels, „vielleicht giebt

es doch keine zwei verschiedene Naturen in uns. Vielleicht sind wir ganz einfach mit innern Fähigkeiten begabt, die sich vervollkommnen lassen, und deren Ausübung, deren Entwickelung in uns die Erscheinungen der Thätigkeit, des Fernblicks und der Trennung hervorbringt. In unserer Liebe zum Wunderbaren, eine Neigung, die durch unsern Stolz veranlaßt ist, werden wir diese Wirkungen in poetische Schöpfungen umgewandelt haben, weil wir sie nicht begriffen. Es ist eine so bequeme Sache, das Unbegreifliche zu vergöttern! Ich bekenne, daß ich den Verlust meiner Täuschungen beweinen werde. Ich hatte es so sehr nöthig, an eine doppelte Natur und an die Engel eines Swedenborg zu glauben! Diese neue Wissenschaft tödtet dieselben; denn liegt nicht eine ganze Wissenschaft in der Prüfung unserer unbekannten Eigenthümlichkeiten?"

Er wurde nachdenkend und halb traurig. Vielleicht erblickte er in seinen jugendlichen Träumen gewissermaßen Windeln, welche er nun von sich abwerfen mußte.

„Das Gesicht und das Gehör sind ohne Zweifel die Scheiden eines wunderbaren Werkzeugs!" sagte er und lachte selbst über seinen Ausdruck.

Während der Augenblicke, in welchen er mich von dem Himmel und von der Hölle unterhielt, war er gewohnt, die Natur wie ein Meister zu betrachten; als er aber jene letzten inhaltsschweren Worte aussprach, schwebte er kühner, als je, über die Landschaft dahin, und es schien mir, als müßte seine Stirn unter den Anstrengungen des Geistes zerspringen. Seine Kräfte, welche wir moralische Kräfte nennen müssen, bis wir uns auf einen andern Standpunkt erhoben haben, schienen durch alle Organe herauszuspringen, welche zu deren Ausdruck bestimmt sind. Seine Augen sprühten Gedanken, seine erhobene Hand,

seine zitternden Lippen, sein flammender Blick redeten, und sein Haupt sank endlich auf die Brust, als wäre es zu schwer geworden oder durch eine zu heftige Anstrengung ermattet. Dieses Kind, dieser Riese beugte sich, ergriff mich bei der Hand und drückte meine Hand in der seinigen, welche ich feucht fühlte, so fieberhaft war er durch die Erforschung der Wahrheit aufgeregt; nach einer Pause sagte er dann zu mir: „Ich werde ein berühmter Mann werden! — Aber Du auch," fuhr er dann lebhaft fort. „Wir werden beide die Scheidekünstler des Gehirns werden."

Herrliches Herz! Ich erkannte seine Ueberlegenheit, er aber hütete sich wohl, mich je dieselbe fühlen zu lassen. Er theilte mit mir die Schätze seines Geistes, er gab mir einen Antheil an seinen Entdeckungen und unterstützte mich bei meinen schwachen Überlegungen. Stets anmuthig, wie ein liebendes Mädchen, besaß er alle Schamhaftigkeit des Gefühls, alle Zartheit des Herzens, welche das Leben so sehr verschönert und seine Bürde so leicht zu tragen macht.

Am folgenden Tage begann er eine Abhandlung niederzuschreiben, der er den Titel gab: „Abhandlung über den Willen." Seine Überlegungen veranlaßten öftere Veränderungen des Planes und der Ausführung; allein das Begebniß jenes feierlichen Tages war jedenfalls der Keim jenes Werkes, so wie die elektrische Erregung, welche Mesmer stets bei der Annäherung eines gewissen Bedienten fühlte, der Ursprung des Magnetismus war, dieser Wissenschaft, welche ehedem in den Mysterien von Delphi und der Isis geheim gehalten wurde, und wiedergefunden ward von jenem wunderbaren Manne, der nur zwei Schritte von Lavater stand. Erleuchtet durch jenes plötzliche Licht, gewannen Lamberts Begriffe ausgedehntere Verhältnisse; er sichtete und

ordnete die einzelnen Wahrheiten, welche er schon früher erschaut hatte. Dann stellte er seine Ideen zusammen, als Begründer einer neuen Wissenschaft. Nach sechs Monaten eines ununterbrochenen Fleißes erregten Lamberts Arbeiten die Neugierde unserer Schulgenossen und wurden der Gegenstand einiger grausamen Scherze, deren Ausgang ein trauriger hätte sein können. Eines Tages wollte einer von unsern Verfolgern durchaus unsere Manuscripte sehen, und regte alle seine Anhänger auf, um sich gewaltsamer Weise eines Kästchens zu bemächtigen, in welchem der Schatz lag, den wir, Lambert und ich, mit unerhörtem Muthe vertheidigten. Das Kästchen war verschlossen, es war unsern Feinden unmöglich, es zu öffnen; allein sie versuchten während des Kampfes dasselbe zu zertrümmern. Diese Niederträchtigkeit bewirkte, daß wir laut aufschrieen. Einige Kameraden, welche entweder von einem Gerechtigkeitsgefühle beseelt oder durch unsern heldenmüthigen Widerstand überrascht wurden, riethen, daß man uns in Ruhe lassen möge, während sie uns dabei durch ein demüthigendes Mitleid beleidigten. Da erschien plötzlich der Vater Haugoult, herbeigezogen durch den Lärm des Kampfes, und erfuhr den Grund des Streites. Da uns unsere Gegner bei der Ausarbeitung unserer Strafarbeiten verhindert hatten, so hatte der Regent anfangs seine Sklaven vertheidigt; zu ihrer Entschuldigung verriethen darauf die Angreifer das Dasein der Manuscripte. Nun gebot uns der schreckliche Haugoult, daß wir ihm das Kästchen übergeben und es öffnen sollten; wenn wir widerstanden, so konnte er es erbrechen lassen; Lambert übergab ihm den Schlüssel; der Regent nahm die Papiere, sah sie durch und sagte dabei: „Um solcher Dummheiten willen vernachlässigt Ihr also Eure pflichtmäßigen Arbeiten!" Große Thränen traten in Lamberts Augen, denn er hatte nicht nur das

Bewußtsein, daß seine geistige Überlegenheit beleidigt sei, sondern er fühlte auch, daß er ein Opfer des Verraths geworden sei, ohne daß den Beleidigern eine Strafe deßhalb wurde. Wir richteten einen Blick des Vorwurfs auf unsere Ankläger. Hatten sie uns nicht an den gemeinschaftlichen Feind verkauft? Auch schienen sie sich während eines Augenblicks über ihr niederträchtiges Benehmen zu ärgern. Wenn sie uns nach dem Schülerrechte schlagen konnten, so mußten sie doch wenigstens über unsere Fehler Schweigen behaupten. Der Vater Haugoult verkaufte die Abhandlung über den Willen wahrscheinlich an einen Gewürzkrämer in Vendôme, ohne die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Schätze zu ahnen, die er im Keime unterdrückte. Sechs Monate nach dem Ereigniß verließ ich das Collegium. Ich weiß nicht, ob Lambert, den unsere Trennung in eine finstere Schwermuth versetzte, das Werk wieder begonnen hat. Zehn Jahre später lernte ich einige Gelehrte kennen, die sich ernstlich mit den Erscheinungen beschäftigten, welche uns überrascht hatten und von Lambert so wundersam zergliedert wurden, und damals erst begriff ich die Wichtigkeit seiner Arbeiten, welche ich seitdem als eine Kinderei vergessen hatte. Ich brachte nun mehre Monate damit zu, mir die hauptsächlichen Entdeckungen meines armen Kameraden in das Gedächtniß zurückzurufen. Nachdem ich alle meine Erinnerungen gesammelt habe, kann ich versichern, daß er seit 1812 in seiner Abhandlung mehre wichtige Thatsachen aufgestellt, errathen und erörtert hatte, welche sich mir früher oder später als wahr bestätigten. Seine philosophischen Forschungen hätten ihn gewiß zu der Zahl jener großen Denker gereiht, welche in verschiedenen Zwischenräumen unter den Menschen erscheinen, um ihnen die nackten Grundsätze irgend einer zukünftigen Wissenschaft aufzustellen, deren Wurzeln nur

langsam anschlagen, aber bestimmt einmal herrliche Früchte im menschlichen Geiste tragen. So behauptet ein armer Künstler, der im sechzehnten Jahrhundert die Länder durchsuchte, um die Geheimnisse der vorsündfluthlichen Schöpfungen zu erforschen, geologische Thatsachen, durch deren Beweisung in neuer Zeit Buffon und Cuvier berühmt geworden sind. Ich glaube einen Begriff von Lamberts Abhandlung geben zu können, indem ich die Hauptsätze mittheile, welche deren Grundlage bildeten, allein ich werde sie wider meinen Willen verstümmeln, weil mir so manche Begriffe entfallen sind, mit denen sie eingekleidet waren. Auch schreite ich auf einem andern Wege, als der seinige war, und konnte daher nur diejenigen seiner Forschungen aufnehmen, welche mein System am besten unterstützen. Ich weiß demnach nicht, ob ich, sein Schüler, seine Gedanken treulich werde wiedergeben können, nachdem ich mir dieselben auf eine solche Art angeeignet habe, daß ich ihnen die Färbung der meinigen gab.

Für neue Begriffe muß man neue Worte wählen oder die Bedeutungen der alten Worte erweitern, ausdehnen, besser bestimmen. Lambert hatte demnach, um die Grundlage seines Systems auszudrücken, einige gewöhnliche Worte gewählt, welche schon ungefähr seinen Gedanken entsprachen.

Das Wort Willen diente zur Bezeichnung der flüssigen Mitte, in welcher sich der Gedanke absondert; oder, in einer weniger abstracten Ausdrückungsweise: zur Bezeichnung der Kraftmenge, durch welche der Mensch außerhalb seiner selbst die Handlungen hervorbringen kann, aus denen sein der Außenwelt sichtbares Leben besteht.

Die **Willung**, ein Wort, welches Locke erfand, drückte die Handlung aus, durch welche der Mensch den Willen anwendet.

Das Wort **Gedanke**, für ihn die Quintessenz des Willens selbst, bezeichnete auch die flüssige Mitte, in welcher die Ideen entstanden, deren Substanz der Gedanke ist.

Die **Idee**, ein Ausdruck, der für alle Schöpfungen des Gehirns gemein ist, bezeichnete den Akt, durch welchen der Mensch den Gedanken benutzt.

Der Wille und der Gedanke waren also die beiden schaffenden Mittel. Die Willung und die Idee waren dagegen die beiden Producte. Die Willung schien ihm die von ihrem abstracten Zustande in einen concreten Zustand, von ihrer flüssigen Zeugung zu einem gewissermaßen festen Ausdruck übergegangene Idee, wenn anders Worte Formeln für Wahrnehmungen geben können, die so schwierig zu unterscheiden sind. Der Gedanke und die Ideen sollten die Bewegung und die Handlung unseres innern Organismus sein, gleich wie die Willung und der Wille diejenigen des äußern Lebens ausmachen.

Er hatte den Willen vor den Gedanken gesetzt.

„Um zu denken, muß man wollen," sagte er. „Viele Wesen leben im Zustande des Wollens, ohne je zu dem Zustande des Denkens zu gelangen.. Im Norden ist das Leben lang, im Süden kurz; aber im Norden ist auch die Erstarrung, im Süden die beständige Überreizung des Willens; das geht bis zu der Linie, wo entweder durch zu viel Kälte, oder durch zu viel Wärme die Organe fast zu Null werden."

Sein Ausdruck „die flüssige Mitte," war ihm durch eine Beobachtung eingegeben, deren Wichtigkeit er, der Knabe, gewiß nicht ahnete, deren Wunderlichkeit jedoch seinen Geist überraschte, der so zart gegen alle Eindrücke war. Seine Mutter,

eine hinfällige und nervenschwache Person, ganz Zartgefühl, Sanftmuth und Liebe, war eins von jenen Geschöpfen, welche bestimmt sind, das Weib in der reinsten Vollendung seiner Eigenschaften darzustellen, die aber durch das Schicksal irrthümlicher Weise unter dem großen Haufen zurückgelassen werden. Ganz Liebe, folglich auch durch und durch Dulderin, starb sie jung und unbegriffen, nachdem sie alle ihre Fähigkeiten auf die mütterliche Liebe zurückgeführt hatte. Lambert, ein Kind von sechs Jahren, lag in einer großen Wiege neben dem Bette der Mutter, schlief aber nicht immer, wenn er lag, und sah daher bisweilen, wie elektrische Funken aus den Haaren seiner Mutter sprühten, wenn sich diese kämmte. Als Jüngling von funfzehn Jahren bemächtigte er sich in wissenschaftlicher Hinsicht dieser Thatsache, mit welcher er als Kind gespielt, dieser unleuglichen Thatsache, deren Beweise sich fast bei allen Frauen finden, welchen ein gewisses unglückliches Schicksal verkannte Gefühle läßt, die sie nicht aussprechen können, oder einen gewissen Überfluß an Kraft, welcher verbraucht werden muß.

Zur Unterstützung dieser Bestimmungen fügte Lambert noch verschiedene Aufgaben hinzu, welche zu entscheiden blieben, schöne Herausforderungen, die der Wissenschaft als Fehdehandschuh hingeworfen wurden und deren Lösung er zu finden suchte, indem er sich selbst fragte:

Ob das Princip der Elektricität nicht die Grundlage der eigenthümlichen Flüssigkeit sei, aus welcher unsere Ideen und Willungen entsprängen?"

Ob das Haar, welches sich entfärbt, lichtet, ausfällt und verschwindet, nach den verschiedenen Graden des Verlierens oder der Erstarrung der Gedanken, nicht ein ganz elektrisches, theils einsaugendes, theils aushauchendes System der Capillarität bilde?

Ob die flüssigen Erscheinungen unseres Willens, einer in uns geschaffenen und so eigenmächtig in Folge noch unbeobachteten Bedingungen gegenwirkender Substanz, außerordentlicher wären, als die des unsichtbaren und unberührbaren Fluidums, welches die Voltaische Säule auf das Nervensystem eines todten Menschen ausübt?

Ob die Bildung unserer Ideen und ihre beständige Aushauchung weniger unbegreiflich wären, als die Verdunstung unbemerklicher und doch in ihrer Wirkung so kräftiger Körpertheilchen, deren z. B. ein Gran Moschus fähig ist, ohne merklich von seinem Gewicht zu verlieren?

Ob, wenn man dem Hautsystem unserer Körperhülle eine nur vertheidigende, aufsaugende, ausdünstende und fühlende Bestimmung gäbe, der Blutumlauf und sein Apparat nicht der Transsubstantiation unseres Willens entsprächen, wie der Kreislauf der Nervenflüssigkeit der des Gedankens?

Endlich, ob nicht der mehr oder weniger lebhafte Zufluß dieser beiden wirklichen Stoffe von einer gewissen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Organe herrühren müsse, deren Bedingungen man in allen ihren Beziehungen zu studiren habe?

Nach Feststellung dieser Grundsätze wollte er die Erscheinungen des menschlichen Lebens in zwei Reihen genau unterschiedener Wirkungen bringen und für eine jede derselben verlangte er eine besondere Zergliederung mit der eisernen Festigkeit der Überzeugung. Nachdem er in fast allen Schöpfungen zwei getrennte Bewegungen beobachtet hatte, so ahnete er dieselben auch in unserer Natur und nannte diesen Antagonismus des Lebens: Wirkung und Gegenwirkung.

„Ein Wunsch,“ sagte er, „ist eine Handlung, welche in un-

serm Willen vollkommen vollendet ist, ehe sie äußerlich vollendet wird."

Demnach bildete die Gesammtheit unserer Willungen und Ideen die **Wirkung**, und die Gesammtheit unserer äußern Handlungen die **Gegenwirkung**.

Als ich später die Beobachtungen las, welche Bichat über den Dualismus unserer äußern Sinne angestellt hat, wurde ich durch meine Erinnerungen gewissermaßen betäubt, denn ich erkannte ein überraschendes Zusammentreffen der Ideen dieses berühmten Physiologen mit denen unseres armen Lambert. Beide sind vor der Zeit gestorben, nachdem sie Beide auf gleichem Wege Wahrheiten entgegengegangen waren, die der Welt noch unbekannt sind.

Die Natur hat sich überall darin gefallen, den verschiedenen Apparaten, aus denen ihre Schöpfungen bestehen, doppelte Bestimmungen zu geben, und die doppelte Wirkung unseres Organismus, welche nicht mehr bestritten wird, stützt sich auf eine Gesammtheit von Beweisen, welchen man täglich begegnet, auf die Folgerungen Lamberts bezüglich der Wirkung und der Gegenwirkung.

Das **wirkende** oder innere Wesen, wie er jene unbekannte Species nannte, die geheimnißvolle Gesammtheit von Fibern, denen man die verschiedenen, noch unvollkommen beobachteten Kräfte des Gedankens und des Willens verdankt; kurz, jenes ungenannte, sehende, handelnde, Alles beendende und vollendende Wesen darf, um sich seiner Natur gleichförmig zu zeigen, keiner der physischen Bedingungen unterworfen werden, durch welche das gegenwirkende, äußere Wesen, der sichtbare Mensch, in seinen Äußerungen ausgesprochen wird.

Hierauf folgte nun eine Menge logischer Erklärungen über

die dem Anscheine nach wunderlichsten Wirkungen unserer doppelten Natur und die Rechtfertigungen mehrer zu gleicher Zeit richtigen und falschen Systeme.

Manche Männer, welche einige Erscheinungen des natürlichen Spiels des wirklichen Wesens erblickt hatten, wurden, gleich wie Swedenborg, durch ihren glühenden Geist, durch ihre Liebe zur Poesie, durch ihre Trunkenheit durch das göttliche Princip über die wahre Welt hinausgeführt. Sie Alle gefielen sich daher in ihrer Unbekanntschaft mit den Ursachen, in ihrer Bewunderung der Thatsachen, jenen innern Apparat zu vergöttlichen und eine geheimnißvolle Welt zu errichten. Daher die Engel! Köstliche Täuschungen, denen Lambert nicht entsagen wollte, der vielmehr noch in dem Augenblicke an ihnen festhielt, als das Schwert seiner Analyse die glänzenden Flügel derselben abhieb.

Wie konnte man aber in Jahrhunderten, wo der Verstand noch die religiösen und geistigen Eindrücke festgehalten hatte, welche in der Zeit zwischen Christus und Descartes, zwischen dem Glauben und dem Zweifel herrschten, die innern Geheimnisse unserer Natur anders erklären, als durch eine göttliche Einmengung? Von wem, wenn nicht von Gott selbst, konnten die Gelehrten den Grund eines unsichtbaren, so empfindsamen und mit so ausgedehnten Fähigkeiten begabten Wesens ableiten, dessen Fähigkeiten durch die Anwendung so sehr vervollkommnet werden konnten, die unter der Herrschaft gewisser verborgener Bedingungen so mächtig waren, daß sie es:

Bald durch eine Erscheinung der Vision oder Ortsveränderung den Raum der Zeit und der Entfernung überspringen sahen, von denen der eine der geistige Raum, der andere der körperliche Raum ist;

Bald die Vergangenheit wieder aufbauen sahen, entweder

durch eine Kraft des Rückblicks, oder durch das unbekannte Geheimniß einer Wiedererzeugung, welche ziemlich ähnlich der Kraft des Botanikers ist, aus den Linien und Bedeckungen eines Samenkorns die vorhergegangene Blüthe in den unzählbaren Abänderungen ihrer Gestalt und ihres Wohlgeruchs wiederzuerkennen;

Und daß sie endlich es unvollkommen die Zukunft errathen sahen, entweder durch eine Erblickung der ersten Grundursachen, oder durch eine Erscheinung physischen Vorgefühls.

Andere Männer, weniger poetisch-religiös, mehr kalt und der Vernunft folgend, Charlatane vielleicht, wenigstens Schwärmer durch den Verstand, wenn nicht durch das Herz, welche einzelne von diesen vereinzelten Erscheinungen erkannten, hielten sie für wahr, ohne die von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehenden Strahlen zu beachten. Jeder von ihnen wollte dann eine einfache Thatsache in eine Wissenschaft umwandeln. Daher entsprangen die Dämonologie, die gerichtliche Astrologie, die Magie, endlich alle jene Vergötterungen, welche auf wesentlich vorübergehende Ereignisse begründet sind. Aber auch aus diesen gelehrten Irrthümern und den geistlichen Prozessen, denen so viele Märtyrer ihrer eigenen Facultäten unterlagen, entsprangen einleuchtende Beweise der wundersamen Macht, über welche das wirkende Wesen verfügt, welches sich nach Lambert vollkommen von den gegenwirkenden Wesen trennen, dessen Hülle durchbrechen, vor seinem allmächtigen Blick Mauern sinken lassen kann, welches in Folge einer andern Fähigkeit in dem Gehirne ungeachtet seiner dichtesten Umgebungen die Ideen ergreifen kann, welche sich dort gebildet haben oder bilden, und die ganze Vergangenheit des Bewußtseins.

„Wenn die Erscheinungen nicht unmöglich sind," sagte Lam-

bert, so können sie nur durch die Erneuerung der Ideen Statt finden, welche den Menschen in seinem wahren Wesen darstellen, und deren vielleicht unvergängliches Wesen unsern äußern Sinnen entgeht, allein dem innern Wesen wahrnehmbar werden kann, wenn es durch die Ausübung seiner Fähigkeiten zu einem hohen Grade der Verzückung oder einer großen Vollendung des Blicks gelangt."

Ich weiß, aber nur noch undeutlich, daß Lambert, welcher Schritt vor Schritt den Wirkungen des Gedankens und des Willens in allen ihren Ausdrucksweisen folgte, erst die Gesetze derselben aufstellte und dann Rechenschaft von einer Menge von Erscheinungen gab, welche bis zu ihm mit Recht für unbegreiflich gegolten hatten. So waren die Zauberer, die Besessenen, die Leute mit dem zweiten Gesicht und die Teufelsbeschwörer jeder Art, jene Opfer des Mittelalters, Gegenstand so natürlicher Erklärungen, daß oft die Einfachheit derselben mir das Siegel der Wahrheit zu sein schien. Die wundersamen Gaben, welche die römische Kirche in ihrer Eifersucht auf Geheimnisse durch den Scheiterhaufen strafte, waren nach ihm das Resultat gewisser Verwandtschaften zwischen den Grundelementen des Stoffes und denen des Gedankens, welche aus derselben Quelle entspringen. Der mit der Wünschelruthe bewaffnete Mann gehorchte bei der Aufsuchung von Quellen einer gewissen Sympathie oder Antipathie, die ihm selbst unbekannt waren. Es bedurfte der Wunderlichkeit solcher Arten von Wirkungen, um einigen von ihnen eine historische Gewißheit zu verleihen.

Die Sympathien, welche selten constatirt worden sind, bilden Freuden, deren Andenken nur die Leute behalten, welche glücklich genug sind, um mit ihnen begabt zu sein, falls sie nicht die Eigenthümlichkeit derselben bekennen. Allein die Antipathien,

welche aus beleidigten Verwandtschaften entspringen, sind glücklicher Weise aufgemerkt, wenn man sie bei berühmten Männern antraf. So empfand Boyle Zuckungen, wenn er einen Springbrunnen sah; Scaliger erbleichte beim Anblick der Kresse; Erasmus wurde von einem Fieber ergriffen, wenn er Fische roch. Der Herzog von Epernon wurde beim Anblick eines Häschens ohnmächtig; Tycho de Brahe wurde beim Anblick eines Fuchses, Heinrich III. bei dem einer Katze, der Marschall d'Albret bei dem eines Frischlings ohnmächtig; lauter Antipathien, die oft in einer weiten Entfernung wirkten. Der Ritter von Guise, Maria von Medici und andere Personen fühlten sich beim Anblick der Rosen, selbst gemalter, unwohl. Wenn der Kanzler Bácon von einer Mondfinsterniß benachrichtigt wurde, so fiel er kraftlos um und seine Lebensthätigkeiten hörten auf, so lange die Finsterniß dauerte, sezten sich aber gleich nach Beendigung derselben wieder fort, ohne die geringste Unbequemlichkeit zurückzulassen. Diese Wirkungen unleugbarer Antipathien, welche aus der Zahl derer hervorgehoben sind, die uns die Geschichte zufällig aufbewahrt hat, können hinreichen, um die Wirkungen unbekannter Sympathien begreiflich zu machen.

Dieses Bruchstück, dessen ich mich noch aus den Arbeiten Lamberts erinnere, kann die Art und Weise begreiflich machen, wie er bei der Ausarbeitung seiner Werke verfuhr.

Ich glaube mich nicht weiter auf den Zusammenhang einlassen zu müssen, in welchen er die parallelen Wissenschaften eines Gall und Lavater mit jener Theorie sezte; sie waren die natürlichen Anhängsel derselben und jeder nur etwas wissenschaftliche Geist wird die Verästelungen erblicken, durch welche sich nothwendig die phrenologischen Beobachtungen des einen und und die physiognomischen Beweise des andern an jene Theorie

anknüpften. Die Entdeckung Mesmers, welche so wichtig und noch so wenig gewürdigt ist, befand sich vollständig in einer einzigen Entwickelung jener Abhandlung, obgleich Louis die übrigens sehr lakonischen Werke des berühmten Doctors aus der Schweiz nicht kannte.

Eine logische und sehr einfache Folgerung aus seinen Grundsätzen hatte ihn erkennen lassen, daß der Wille durch eine zusammenziehende Kraft des innern Wesens an einer gewissen Stelle aufgehäuft und dann durch eine andere Kraft aus dem Körper heraus versetzt und selbst auf materielle Gegenstände übergetragen werden könnte. Die ganze Kraft eines Menschen mußte also die Eigenschaft haben, auf andere rückzuwirken und sie mit einem ihnen fremden Wesen zu durchdringen, wenn sie diesen Angriff nicht von sich abhielten. Die Beweise dieses Satzes sind in großer Menge vorhanden, werden aber durch nichts unwiderlegbar bestätigt. Es bedurfte des großen Unglücks eines Marius und seiner Anrede an Cimber, der mit seiner Ermordung beauftragt war, es bedurfte des erhabenen Befehls einer Mutter an den Löwen in Florenz, um geschichtlich einige Beweise von der Kraft des Gedankens kennen zu lernen. Für ihn also waren Gedanke und Wille lebende Kräfte. Daher sprach er von ihnen auf eine solche Weise, daß er seinen Glauben mitzutheilen vermochte. Für ihn waren diese beiden Kräfte gewissermaßen sichtbar und fühlbar. Für ihn war der Gedanke entweder langsam oder rasch, schwerfällig oder behende, deutlich oder dunkel. Er legte ihm alle Eigenschaften handelnder Wesen bei, ließ ihn aufspringen, ausruhen, aufwachen, altern, wachsen, einschrumpfen, absterben, neues Leben gewinnen. Er überraschte das Leben desselben, indem er alle Handlungen desselben durch die Wunderlichkeiten unserer Sprachen specificirte. Er bestätigte die Spon-

taneität, die Kraft, die Eigenschaften desselben mit einer Art innerer Beschauung, welche ihn die Erscheinungen dieser Substanz erkennen ließ.

„Wenn wir uns oft inmitten der Ruhe und des Schweigens," sagte er zu mir, „wenn unsere innern Fähigkeiten eingeschlummert sind, der Süßigkeit der Ruhe überlassen, wenn sich eine Art von Finsterniß in uns verbreitet und wir in die Betrachtung der äußern Dinge versinken, dann erhebt sich plötzlich ein Gedanke in uns und geht mit der Schnelligkeit des Blitzes durch die endlosen Räume, deren Wahrnehmung uns unser Gehirn verleiht. Diese glänzende Idee, die wie ein Irrwisch in uns aufsteigt, erlischt dann wieder auf ewig; ihr Dasein ist vergänglich, gleich dem jener Kinder, welche ihre Eltern eine Freude und einen Kummer ohne Grenzen kennen lernen lassen, sie sind gewissermaßen todtgeborne Blüthen in den Gefilden des Gedankens. Bisweilen beginnt die Idee, anstatt mit Kraft sich zu erheben und ohne Bestand zu sterben, nur anzubrechen und wiegt sich in den unbekannten Windeln der Organe, in denen sie entsprang; sie täuscht uns durch eine lange Kindschaft, sie entwickelt sich, wächst, wird fruchtbar und setzt sich nach außen fort in der Anmuth der Jugend und geschmückt mit allen Attributen eines langen Lebens; sie hält die neugierigsten Blicke aus, zieht sie auf sich und ermüdet sie nie; die Prüfung, welche sie hervorruft, gebietet die Bewunderung, welche lange Zeit ausgearbeitete Werke erwecken. Bald wieder entstehen die Ideen gleich Bienenschwärmen; eine zieht die andere nach sich; sie verketten sich; sie sind neckisch, närrisch, in Überzahl vorhanden. Bald erheben sie sich bleich, verworren, gehen zu Grunde, weil es ihnen an Kraft oder an Nahrung fehlt; die zeugende Substanz gebricht ihnen. An manchen Tagen stürzen sie sich endlich in Abgründe, um

deren endlose Tiefe aufzuklären; sie erschrecken uns und lassen unsere Seele niedergeschlagen zurück. Die Ideen sind in uns ein vollständiges System, ähnlich einem der Naturreiche, eine Art von Blüthe, deren Abbildung kein Mensch geben kann. Ja, Alles in und außer uns bezeugt das Leben jener reizenden Schöpfungen, die ich mit Blüthen vergleiche, indem ich irgend einer mir selbst undeutlichen Enthüllung ihrer Natur gehorche! Übrigens ist ihre Erzeugung als der Endzweck des Menschen nicht überraschender, als der der Düfte und Farben einer Pflanze. Die Wohlgerüche sind vielleicht auch Ideen! Wenn man bedenkt, daß die Linie, wo unser Fleisch endet und der Nagel beginnt, das unerklärliche und unsichtbare Geheimniß der fortwährenden Umbildung unserer Flüssigkeiten in eine Hornmasse enthält, so muß man anerkennen, daß nichts in den wunderbaren Veränderungen der menschlichen Substanz unmöglich ist. Giebt es aber nicht in der moralischen Natur der Erscheinungen der Bewegung und der Schwere ähnliche, wie in der körperlichen Natur? Das Warten, um ein Beispiel zu wählen, welches lebhaft von Jedermann ergriffen werden kann, ist nur durch die Wirkung des Gesetzes so schmerzhaft, kraft dessen das Gewicht eines Körpers durch seine Schnelligkeit vermehrt wird. Die Schwere des Gefühls, welches durch das Warten hervorgebracht wird, wächst durch eine fortwährende Hinzufügung der vergangenen Leiden zu den Leiden des Augenblicks. Und welchem andern Umstande, als einer elektrischen Substanz, kann man die Magie zuschreiben, durch welche sich der Wille so majestätisch in den Blicken einthront, um die Hindernisse vor den Befehlen des Geistes niederzuschmettern? Der stromähnliche Lauf dieses Königs der Flüssigkeiten, welcher, dem Hochdruck des Gedankens folgend, sich in Wogen ausbreitet oder verringert und verdünnt,

dann wieder sich aufhäuft, um in Blitzen auszubrechen, ist der verborgene Diener, welchem man die wohlthätigen oder nachtheiligen Anstrengungen der Künste und Leidenschaften verdankt, welcher die rohe, milde, schreckliche, lustige, schaudererregende oder verführende Betonung der Stimme veranlaßt, nach unserem Willen im Herzen erbebt oder das Gehirn erregt, die Wunder des Gefühls hervorbringt, aus denen die geistigen Ergießungen so vieler Künstler hervorgehen, deren schaffende Hände nach tausend leidenschaftlichen Übungen die Natur nachzuahmen wissen, der endlich die unendlichen Abstufungen des Blickes von der tonlosen Trägheit bis zu der Hervorrufung des strahlendsten Feuers bewirkt. Bei diesem Systeme verliert Gott keins von seinen Rechten. Der materielle Gedanke hat mir nur eine neue Größe des Schöpfers enthüllt!"

Wenn man ihn so sprechen hörte, wenn dabei sein Blick wie ein Licht in den Geist des Zuhörenden überging, dann mußte man von seiner Überzeugung geblendet, von seinen Gründen dahingerissen werden. Der Gedanke erschien mir daher als eine völlig körperliche Kraft, begleitet von seinen unermeßlichen Schöpfungen. Er war eine neue Menschheit unter einer neuen Form.

Dieser einfache Überblick der Gesetze, welche Lambert als die Formeln unseres Verstandes ausgab, mag hinreichen, um die wundersame Thätigkeit zu versinnlichen, mit welcher sein Geist sich selbst verzehrte.

Er hatte die Beweise für seine Grundsätze aus der Geschichte der großen Männer entlehnt, deren Leben, wie es durch die Geschichtschreiber beschrieben, wundersame Eigenthümlichkeiten in Bezug auf die Handlungen ihres Verstandes liefert. Sein Gedächtniß hatte ihm erlaubt, sich die Thatsachen zurückzurufen,

welche zur Entwickelung seiner Behauptungen dienen konnten, und er hatte sie einem jeden der Kapitel angehängt, denen sie als Beweis dienten, so daß mehre seiner Grundsätze dadurch eine fast mathematische Gewißheit erlangten. Die Werke Cardan's, eines Mannes, der mit einer besondern Seherkraft begabt war, verliehen ihm köstliche Materialien. Eben so wenig hatte er Apollonius von Thyana vergessen, welcher in Asien den Tod des Tyrannen ankündete und seine Ermordung zu derselben Stunde schilderte, wo dieselbe in Rom Statt fand. Noch auch vergaß er Plotin, welcher, getrennt von Porphyreus, dessen Absicht, sich selbst zu ermorden, ahnete und herbeieilte, um ihm seinen Gedanken auszusprechen. Noch weniger vergaß er eine Thatsache des vorigen Jahrhunderts, welche der spottvollsten Ungläubigkeit, die man je angetroffen haben mag, bestätigt wurde, eine Thatsache, welche überraschend ist für Menschen, welche sich gewöhnt haben, aus dem Zweifel eine Waffe gegen Gott allein zu machen, die dagegen einigen Gelehrten ganz einfach vorkommt. Alphons Maria von Liguori, Bischof von Santa Agatha, tröstete den Papst Ganganelli, welcher ihn sah, ihn hörte und ihm antwortete, und zu derselben Zeit wurde der Bischof in einer großen Entfernung von Rom in seiner Wohnung, in einem Lehnstuhle, auf welchem er gewöhnlich bei der Rückkehr aus der Messe saß, in Verzückung angetroffen. Als er in sein ordentliches Leben zurückkehrte, sah er alle seine Diener vor sich knieen, denn sie hielten ihn für todt. — „Meine Freunde," sagte er zu ihnen, „der heilige Vater ist gestorben." Zwei Tage später bestätigte ein Courier diese Neuigkeit. Die Todesstunde des Papstes traf genau mit derjenigen zusammen, in welcher der Bischof in seinen gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt war. Eben so wenig hatte Lambert ein noch neueres Abenteuer vergessen, wel-

ches im letzten Jahrhundert einer jungen Engländerin widerfuhr, die leidenschaftlich einen Seemann liebte und von London abreiste, um ihn aufzusuchen; und sie fand ihn, allein, ohne Führer, in den Steppen des nördlichen Amerika, wo sie zu rechter Zeit anlangte, um sein Leben zu retten. Auch die Mysterien des Alterthums hatte Louis benutzt, die Handlungen der Märtyrer, welche für den menschlichen Willen die ruhmvollsten Beweise gewähren, so wie auch die Dämonologen des Mittelalters, die Kriminalprozesse, die ärztlichen Untersuchungen, indem er überall mit einem bewunderungswürdigen Scharfblick die Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit unterschied. Diese reiche Sammlung wissenschaftlicher Anekdoten, welche aus so vielen größtentheils glaubhaften Büchern ausgewählt waren, diente ohne Zweifel zur Verfertigung von Papierdüten, und diese wenigstens merkwürdige Arbeit, welche aus dem außerordentlichsten menschlichen Gedächtnisse hervorgegangen war, fand ihren Untergang.

Unter allen Beweisen, mit denen Lamberts Werk bereichert war, verdiente besonders eine in seiner Familie vorgefallene Thatsache hervorgehoben zu werden. Er hatte mir dieselbe oft erzählt, bevor er noch an die Ausarbeitung seiner Abhandlung ging. Diese Thatsache, welche sich auf das Nachbestehen des innern Wesens bezog (wenn ich mich des neugeschmiedeten Wortes bedienen darf, um eine noch namenlose Wirkung wiederzugeben) überraschte mich so lebhaft, daß ich sie im Gedächtniß behalten habe. Sein Vater und seine Mutter hatten einen Prozeß zu führen, dessen Verlust auch den Verlust ihres guten Namens, dieses einzigen Guts, das sie auf der Welt besaßen, nach sich gezogen haben würde. Die Besorgniß war daher groß, als man noch nicht wußte, ob man dem ungerechten Angriff des

Klägers weichen, oder sich gegen ihn vertheidigen sollte. Die Berathung deshalb fand in einer Herbstnacht neben einem Feuer von Lohbällen in dem Zimmer des Gerbers Statt. Zu diesem Rathe wurden zwei oder drei Verwandte und der mütterliche Urgroßvater des kleinen Louis gezogen, ein alter gebeugter Mann, der aber ein ehrwürdiges und majestätisches Antlitz hatte, dessen Augen hell waren und dessen durch die Zeit vergelbter Schädel einzelne weiße Haarlocken zeigte. Gleich dem Obi der Neger, oder dem Saga der amerikanischen Wilden, war er eine Art Orakel, das man bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe zog. Sein Vermögen wurde von seinen Enkeln verwaltet, welche ihn nährten und verpflegten. Er sagte ihnen den Regen und das schöne Wetter vorher, und gab den Augenblick an, wo das Getreide geschnitten oder eingebracht werden mußte. Die barometrische Genauigkeit seiner Worte, welche berühmt geworden war, vermehrte fortwährend das Zutrauen und die Verehrung, deren Gegenstand er war. Ganze Tage saß er unbeweglich auf seinem Stuhle. Dieser regungslose Zustand war ihm seit dem Tode seiner Gattin, gegen die er die lebhafteste und beständigste Freundschaft gehegt hatte, zur Gewohnheit geworden. Die Berathung fand in seiner Gegenwart Statt, ohne daß er ihr sichtbar eine große Aufmerksamkeit geschenkt hätte. — „Meine Kinder," sagte er zu ihnen, als er um seine Meinung befragt wurde, „diese Angelegenheit ist zu wichtig, als daß ich allein über dieselbe entscheide. Ich muß hingehen und meine Frau um Rath fragen." Der gute Mann erhob sich, ergriff seinen Stock und ging zum großen Staunen der Anwesenden, welche glaubten, daß er kindisch geworden sei. Bald kehrte er zurück und sagte zu ihnen: „Ich habe nicht nöthig gehabt, bis auf den Kirchhof zu gehen; Eure Mutter ist mir entgegengekommen und ich fand

sie an dem Bache. Sie hat mir gesagt, daß Ihr bei einem Notar in Blois Quittungen finden würdet, durch welche Ihr den Prozeß gewinnen müßtet." Diese Worte wurden mit fester Stimme ausgesprochen. Die Haltung und das Aussehen des alten Vaters deuteten darauf, daß er an solche Erscheinungen gewöhnt war. In der That fanden sich die bestrittenen Quittungen, und der Prozeß fand nicht Statt. Dieses Abenteuer, welches in dem väterlichen Hause Statt fand, und vor Louis Augen, der damals neun Jahre alt war, trug viel dazu bei, bei ihm den Glauben an die wunderbaren Erscheinungen eines Swedenborg zu erwecken, der während seines Lebens mehre Beweise von der Macht der Vision gab, mit welcher sein inneres Wesen beschenkt war. Als Lambert älter wurde und sein Verstand sich entwickelte, mußte er natürlich darauf geführt werden, in den Gesetzen der menschlichen Natur die Gründe des Wunders aufzusuchen, welches seit seiner Kindheit seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Mit welchem Namen sollte man den Zufall bezeichnen, welcher um ihn her die Thatsachen, die auf diese Erscheinungen bezüglichen Bücher aufhäufte und ihn selbst zur Schaubühne und zur handelnden Person der größten Wunder des Gedankens machte?

Hätte auch Louis nur den einzigen psychologischen Grundsatz ausgesprochen: „Die Ereignisse haben Ursachen, in denen sie zum Voraus enthalten sind, gleich wie unsere Handlungen in unsern Gedanken vollendet werden, bevor sie sich nach außerhalb wiederholen; und die Ahnungen, die Vorhersagungen sind die Wahrnehmung jener Ursachen;" . . . so müßte man doch schon den Verlust eines Genie beklagen, der einem Pascal, einem Lavoisier, einem Laplace gleich zu werden versprach, da er schon in seinem funfzehnten Jahre so tief gedachte Worte aussprach

Vielleicht beherrschten seine Chimären in Bezug auf die Engel zu lange seine Arbeiten; allein ist nicht aus den Bemühungen einiger Männer, welche Gold machen wollten, auch allmählich die Chemie hervorgegangen? Wenn indeß später Lambert die vergleichende Anatomie, die Physik, die Geometrie und alle die Wissenschaften studirte, welche mit seinen Entdeckungen in Verbindung standen, so hatte er nothwendig die Absicht, Thatsachen zu häufen und durch die Analyse fortzufahren, durch diese einzige Fackel, welche uns heutigen Tags durch das Dunkel der Natur führen kann, welche am schwierigsten von allen Naturen zu ergreifen ist. Er war gewiß zu vernünftig, um in dem Nebel der Theorien zu bleiben, welche alle durch einige Worte übersetzt werden können. Heutigen Tags ist der einfachste Beweis, der sich auf Thatsachen stützt, köstlicher, als die schönsten Systeme, welche durch mehr oder weniger geistreiche Folgerungen aufgebaut sind. Da ich ihn aber nur während der Epoche seines Lebens gekannt habe, in welcher ihm sein Nachdenken die reichsten Früchte tragen mußte, so kann ich die Wichtigkeit seiner Werke nur nach der seines kindlichen Nachdenkens ermessen. Es ist leicht einzusehen, in welcher Hinsicht seine Abhandlung über den Willen fehlerhaft war. Obgleich bereits mit Fähigkeiten begabt, durch welche sich geistesgroße Männer auszeichnen, war er doch noch Kind; obgleich geschickt zu abstractem Denken, hegte sein Geist doch noch die köstliche Leichtgläubigkeit, durch welche die Jugend eines jeden Menschen bezeichnet wird. Diese Schwächen berührten noch an manchen Punkten die reifen Früchte seines Geistes. Sein größter Fehler wäre für einige Liebhaber der Poesie eine gewisse Leckerhaftigkeit geworden. Sie trug die Zeichen des Kampfes, der in seiner schönen Seele zwischen den beiden großen Principien, dem Spiritualismus und dem Mate-

rialismus Statt fand, um welche sich so viele schöne Geister gedreht haben, ohne daß es einer von ihnen gewagt hätte, beide in eins zu verschmelzen. Anfangs reiner Spiritualist, war Louis unwiderstehlich dahin geführt, den Materialismus des Gedankens anzuerkennen, und durch die Thatsachen der Analyse in dem Augenblicke bekämpft, wo ihn sein Herz noch mit Liebe nach dem Wolkenhimmel eines Swedenborg schauen ließ, weßhalb er keine Kraft hatte, ein einiges, zusammenhängendes, in einen Strahl verschmolzenes System hervorzurufen. Wie unvollkommen aber auch sein Werk war, so war es doch der Vorläuläufer einer Wissenschaft, deren Geheimnisse er später erweitert, deren Grundlage er gesichert, deren Entwickelung er versucht und herbeigeführt haben würde.

Sechs Monate nach der Wegnahme der Abhandlung über den Willen verließ ich das Collegium. Unsere Trennung war eine sehr plötzliche. Meine Mutter, beunruhigt über ein Fieber, welches mich seit einiger Zeit nicht mehr verließ, und dem meine körperliche Unthätigkeit alle Anzeichen eines coma verlieh, erschien unerwartet in dem Collegium und vier Stunden später reiste ich mit ihr ab. Bei der Ankündigung meiner Abreise wurde Lambert von einer äußersten Wehmuth befangen. Wir verbargen uns gegenseitig, um zu weinen.

„Werde ich Dich je wiedersehen?" fragte er mich mit seiner sanften Stimme und schloß mich in seine Arme. — „Du wirst leben bleiben," fuhr er dann fort, „ich aber werde sterben! Wenn es mir möglich ist, so werde ich Dir erscheinen."

Man muß noch jung sein, um solche Worte in einem Tone der Überzeugung aussprechen zu können, daß sie wie eine Vorhersage, wie ein Versprechen angenommen werden, dessen furchtbare Erfüllung man fürchtet. Lange Zeit blieb mir die dunkle Er-

innerung an jene versprochene Erscheinung. Noch jetzt habe ich manche Tage des Spleens, des Zweifels, des Schreckens, der Einsamkeit, an denen ich gezwungen bin, die Erinnerungen an jenes schwermüthige Lebewohl von mir zu verbannen, welches jedoch nicht das letzte war. Als ich durch den Hof schritt, über welchen wir das Collegium verließen, stand Lambert an einem der vergitterten Fenster des Refectoriums, um mich vorübergehen zu sehen. Auf meinem Wunsch erhielt meine Mutter die Erlaubniß, daß er mit uns in dem Gasthause speisen konnte. Ich begleitete ihn dagegen wieder bis an die unglückliche Thür des Collegiums zurück. Nie vergossen ein Liebhaber und eine Geliebte bei ihrer Trennung mehr Thränen, als wir deren vergossen.

„So leb' denn wohl! ich werde allein sein in dieser Einöde," sagte er zu mir und zeigte auf die Höfe, auf denen zweihundert Knaben spielten und schrieen. „In wessen Herzen werde ich ausruhen, wenn ich ermattet und halbtodt von meinen langen Reisen durch die Gefilde des Denkens zurückkehre? Ein Blick reichte für mich hin, um Dir Alles zu sagen. Wer wird mich jetzt begreifen? Leb' wohl! ich möchte jetzt, daß ich Dich nie angetroffen hätte, dann wüßte ich doch weniger deutlich, wie viel mir fehlen wird."

„Und ich," sagte ich zu ihm, was wird aus mir werden? Ist meine Lage nicht noch schrecklicher? Ich habe hier nichts, um mich zu trösten!" setzte ich hinzu und schlug mich vor die Stirn.

Er blickte mit einer anmuthigen Trauer mich an, und wir verließen uns.

Damals war Louis Lambert fünf Fuß zwei Zoll hoch. Größer ist er nicht geworden. Seine ausdrucksvollen Züge deu-

teten auf die Gutmüthigkeit seines Charakters. Eine wahrhaft göttliche Geduld, welche durch die schlechte Behandlung begründet war, und die fortwährende Beschränkung auf sich selbst, welche sein beschauendes Leben verlangte, hatten seinen Blicken jenen kühnen Stolz genommen, der bei gewissen Gesichtern gefällt und mit welchem er unsere Regenten zu demüthigen wußte. In seinen Zügen lag dagegen ein friedfertiges Gefühl, eine entzückende Heiterkeit, welche nie durch einen Ausdruck des Spottes oder Hohnes verändert wurde. Sein angeborenes Wohlwollen milderte das Bewußtsein seiner Kraft und seiner Überlegenheit. Er hatte hübsche, schön zugeschnittene Hände, die fast stets feucht waren. Sein Körper war ein Wunder und schien unter dem Meißel eines Bildhauers hervorgegangen. Allein unsere eisengrauen Anzüge mit vergoldeten Knöpfen, unsere kurzen Hosen verliehen uns ein so unedles Äußere, daß die Vollendung von Lamberts Verhältnissen und seine Abgezehrtheit nur im Bade bemerkt werden konnten. Wenn wir in unserm Bassin im Loir schwammen, so unterschied sich Louis durch die Weiße seiner Haut, die von den verschiedenen Tönen des Fleisches unserer Kameraden abstach, welche sämmtlich durch das Wasser violet gefärbt und durch die Kälte marmorirt waren. Von zarter Gestalt, anmuthiger Haltung, sanft gefärbt, außerhalb des Wassers nicht bebend, vielleicht weil er den Schatten vermied und in die Sonne eilte, glich Louis jenen vorhersehenden Blüthen, welche bei trübem Wetter ihre Kelche schließen und sich nur bei heiterm Sonnenschein öffnen wollen. Er aß sehr wenig, trank nur Wasser und zeigte sich entweder in Folge eines natürlichen Triebes oder aus Geschmacksache, sparsam mit allen Bewegungen, welche einen Kraftaufwand verlangten. Seine Bewegungen waren selten und einfach, wie bei den Morgenländern und

Wilden, bei denen die Würde der natürliche Zustand zu sein scheint. Im Allgemeinen verschmähte er Alles, was gesucht scheinen konnte. Gewöhnlich neigte er seinen Kopf auf die linke Seite und stützte sich so oft auf den Ellenbogen, daß die Ärmel seiner neuen Röcke bald durchlöchert wurden.

Zu diesem flüchtigen Gemälde seines Körpers muß ich noch eine moralische Skizze fügen, da ich jetzt unparteilich über seinen Geist urtheilen zu können glaube. Obgleich von einer natürlichen Religiosität beseelt, wies Louis dennoch die kleinlichen Ausübungen der römischen Kirche von sich. Seine Begriffe standen mehr im Einklange mit denen der heiligen Theresia und Fenelons, mit denen mancher Kirchenväter und Heiligen, welche man in unsern Zeiten als Ketzer und Atheisten behandeln würde. Während der kirchlichen Feier war er gleichgültig. Sein Gebet bestand in einem Aufschwunge und einer Erhebung der Seele, welche nichts Alltägliches zeigten. Er überließ sich in jeder Hinsicht der Natur und wollte eben so wenig beten, als denken zu einer vorgeschriebenen Zeit. In der Kapelle mochte er oft eben so wohl über eine philosophische Idee nachsinnen, wie an Gott denken. Jesus Christus war für ihn der schönste Typus seines Systems. Das fleischgewordene Wort schien ihm ein erhabener Ausdruck, bestimmt, die herkömmliche Formel des sichtbar werdenden Willens, Wortes, Handelns auszudrücken. Der Christus, welcher seinen Tod nicht bemerkte, der durch göttliche Werke sein inneres Wesen hinreichend vollendet hatte, so daß eines Tages die unsichtbare Form desselben seinen Jüngern erscheinen konnte, kurz, die Geheimnisse des Evangeliums, die magnetischen Heilungen des Christus und die Gaben der Zungen bestätigten ihm seine Lehre. Ich erinnere mich, oft ihn in dieser Hinsicht sagen gehört zu haben, daß es ein herrliches Werk

werden müsse, wenn Jemand heutigen Tags die Geschichte der ursprünglichen Kirche beschreiben wollte. Nie erhob er sich so sehr zu der Poesie, als in jenem Augenblicke, da er sich in einer Unterhaltung mit mir an die Prüfung der Wunder wagte, welche während jener großen Zeit des Glaubens die Kraft des Willens hervorgebracht hatte. Er fand die stärksten Beweise seiner Theorie in fast allen Märtyrern des ersten Jahrhunderts der Kirche, welches er „die große Ära des Gedankens" nannte. — „Die Erscheinungen, welche sich bei den meisten Martern zeigten, welche so heldenmüthig von den ersten Christen erduldet wurden, um ihren Glauben zu bethätigen," sagte er, „beweisen, daß die körperlichen Kräfte nie den Sieg über die Kraft der Ideen und den Willen des Menschen davon tragen können. Jeder kann von dieser Wirkung, die durch den Willen Aller erzeugt wurde, zu Gunsten des seinigen einen Schluß machen."

Ich halte es nicht für nöthig, von seinen Ansichten über die Dichtkunst und Geschichte, noch von seinen Urtheilen über die Meisterwerke unserer Sprache zu sprechen. Es würde nicht anreizen, wollte ich hier Meinungen niederschreiben, welche fast allgemein geworden sind, in dem Munde eines Knaben aber außerordentlich scheinen konnten. Er beherrschte Alles. Um in zwei Worten sein Talent auszudrücken, darf ich nur sagen, daß er Zadig eben so geistreich geschrieben haben würde, wie ihn Voltaire schrieb; eben so scharfsinnig, wie Montesquieu, würde er den Dialog des Sylla und Eukrates ausgedacht haben. Die große Richtigkeit seiner Ideen ließ ihn vor allen Dingen in einem Werke den Charakter der Nützlichkeit wünschen, so wie sein feiner Geist Neuheit des Gedankens eben sowohl, wie Neuheit der Form verlangte. Alles, was diese Bedingungen nicht erfüllte, veranlaßte bei ihm einen tiefen Widerwillen. Eine seiner

bemerkenswerthesten literarischen Würdigungen, welche eben sowohl auf den Sinn seiner übrigen Würdigungen, wie auf das Lichtvolle seiner Urtheile schließen lassen wird, ist die folgende, welche mir im Gedächtnisse geblieben ist: „Die Offenbarung Johannis ist eine geschriebene Schwärmerei." Er betrachtete die Bibel als einen Theil der überlieferten Geschichte der vorsündfluthlichen Völker, in welche sich die neue Menschheit getheilt habe. Für ihn war die griechische Mythologie zugleich verwandt mit der hebräischen Bibel, wie mit den heiligen Schriften der Indier, welche das Anmuth liebende Volk der Griechen nach seiner Weise übersetzt habe.

„Es ist unmöglich," sagte er, „in Zweifel zu ziehen, daß es früher Schriften in Asien gab, als unsere heilige Schrift. Für den, welcher diesen geschichtlichen Punkt richtig anzuerkennen versteht, erweitert sich die Welt auf eine außerordentliche Weise. Konnten sich nicht auf die Hochebene Asiens einige Menschen geflüchtet haben, welche die Katastrophe unseres Erdballs zu überleben vermochten, wenn anders Menschen da waren vor jener Umwälzung, was allerdings eine gewichtige Frage ist, deren Lösung auf dem Grunde der Meere zu lesen sein würde. Die Menschenschöpfung der Bibel ist also nur die Genealogie eines Schwarmes, welcher aus dem menschlichen Bienenkorbe hervorging und sich an den Gebirgen Tibets anhing, zwischen den Gipfeln des Himalaya und denen des Kaukasus. Der Charakter der ursprünglichen Ideen jener irrenden Horde, welche ihr Gesetzgeber das Volk Gottes nannte, ohne Zweifel, um ihr Einheit zu verleihen, vielleicht auch, damit sie seine eigenen Gesetze und sein Regierungssystem beibehalte, denn die Bücher Mosis sind ein religiöses, politisches und bürgerliches Gesetzbuch . . . jener Charakter zeichnet sich dadurch aus, daß er an den Schre-

cken grenzt; es sind die riesenmäßigen Gedanken, welche durch das Erbeben des Weltalls eingeflößt wurden, da man es als eine Rache von oben betrachtete. Da jenes Volk keine von den Wonnen genoß, welche ein anderes Volk kennen lernt, das in seinem väterlichen Lande wohnt, so gab ihm sein Unglück nur düstere, majestätische und blutige Poesie ein. Während dagegen die Hindu das Schauspiel einer schnellen Wiedererscheinung der Erde hatten, die ersten Zeugen der wundersamen Wirkungen der Sonne waren, so wurden ihnen die lachenden Empfängnisse der glücklichen Liebe eingeflößt, der Feuerdienst, die endlosen Personificationen der Wiedererzeugung. Diese prachtvollen Bilder fehlen dem Werke der irrenden Horde. Ihr Bedürfniß, sich selbst zu erhalten in den Gefahren und den Ländern, welche sie bis zu dem endlichen Ruheorte durchwandern mußte, erzeugte jenes ausschließliche Gefühl der Selbstsucht, von welcher sie beseelt wurde, und ihren Haß gegen andere Völker. Jene drei Schriften sind die Archive der untergegangenen Welt. Darin liegt das Geheimniß der unvergleichlichen Größen jener Sprachen und ihrer Mythen. Die große Geschichte der Menschheit liegt verborgen unter jenen Namen einzelner Männer und Orte, unter jenen Dichtungen, die uns unwiderstehlich anziehen, ohne daß wir wissen, warum. Vielleicht athmen wir in ihnen die heimathliche Luft unserer neuen Menschheit ein."

Für ihn umfaßte also jene dreifache Literatur der alten Griechen, der Hebräer und der Indier alle Gedanken des Menschen. Kein Buch konnte nach seiner Ansicht geschrieben werden, dessen Stoff nicht im Keime schon dort gefunden werden sollte. Diese Meinung zeigt, mit welchem tiefen Nachdenken er seine ersten Studien über die Bibel anstellte und wohin ihn dieselben führten. Er erhob sich stets hoch über die Menschheit, welche

er nur aus den Büchern kannte, und beurtheilte sie mit Kälte. „Die Gesetze," sagte er, „hemmen nie die Unternehmungen der Großen oder der Reichen, und treffen dagegen nur die Kleinen, welche im Gegentheil des Schutzes bedürfen." Seine Gutmüthigkeit erlaubte ihm nicht, mit den politischen Ideen im Einklange zu stehen, allein sein System führte ihn zu jenem leidenden Gehorsam, dessen Beispiel Jesus Christus gegeben hat. Während der letzten Zeit meines Aufenthalts in Vendôme fühlte er den Sporn des Ruhmes nicht mehr. Er hatte sich gewissermaßen auf abstracte Weise des Rufs gefreut, nachdem er aber denselben eröffnet hatte, da hatte er gleich den alten Opferpriestern, welche die Zukunft im Herzen der Menschen zu lesen suchten, nichts in den Eingeweiden jener Chimäre gefunden. Er verachtete daher das rein persönliche Gefühl und sagte: „Der Ruhm ist der vergötterte Egoismus."

Ehe wir diese Kindheit verlassen, welche ihres Gleichen nicht hatte, müssen wir vielleicht noch mit einem flüchtigen Blicke über dieselbe urtheilen.

Einige Zeit vor unserer Trennung sagte Lambert zu mir: „Abgesehen von den allgemeinen Gesetzen, deren Formel ich gefunden zu haben hoffe, und welche ich auch für die unseres Organismus halte, ist das Leben des Menschen eine Bewegung, welche sich in einem jeden Dasein anders äußert, je nachdem irgend ein Einfluß, vielleicht das Gehirn, das Herz oder die Muskeln, vorzugsweise wirkt. Von den drei Constitutionen, welche durch jene alltäglichen Worte dargestellt werden, entspringen die unendlichen Verschiedenheiten der Menschen, welche alle von den Verhältnissen herrühren, in welchen jene drei schaffenden Principien mehr oder weniger mit den Stoffen verbunden stehen, welche sie sich in dem Medium ihres Lebens aneignen." Dann hielt er

plötzlich inne, schlug sich vor die Stirn und sagte darauf: „Wunderliche Thatsache! Alle großen Männer, deren Bilder ich gesehen habe, besitzen einen kurzen Hals. Vielleicht will die Natur, daß bei ihnen das Herz dem Gehirne näher stehe." Dann fuhr er fort: „Daher entspringt eine gewisse Gesammtheit von Handlungen, aus denen das Dasein in der Welt besteht. Für den Mann, bei welchem die Muskeln vorherrschen, ist die Thätigkeit oder die Kraft bestimmt, für den Mann des Herzens der Glaube, für den Mann des Gehirns der Geist. Aber," fuhr er traurig fort, „für den Geist sind auch die Wolken des Allerheiligsten, nur für Gott das Licht."

Nach seinen eigenen Bestimmungen war daher Lambert ganz Herz und ganz Gehirn.

Die Kindheit seines Verstandes theilte sich nach meiner Ansicht in drei Entwickelungsstufen.

Seit seiner Kindheit einer vorzeitigen Thätigkeit unterworfen, welche ohne Zweifel die Folge irgend einer Krankheit oder auch irgend einer Vollendung seiner Organe war, hatten sich seine Kräfte auch schon seit seiner Kindheit auf das Spiel seiner innern Sinne, auf eine überreiche Erzeugung des Nervenfluidums verwandt. Als ein ideenreiches Wesen mußte er den Durst seines Gehirns löschen, welches sich alle Ideen aneignen wollte. Daher entsprang sein fleißiges Lesen, und aus seinem Lesen entsprang wieder das Nachdenken, welches ihm die Kraft gab, alle Dinge auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen, sie in sich selbst aufzunehmen, um sie in ihrem Wesen zu erforschen. Die Wohlthaten dieser großartigen Periode, welche bei andern Menschen erst nach langen Studien eintritt, wurden demnach Lambert schon zu Theil, während er noch körperlich ein Kind war, ein glückliches Kind, ein Kind, das schon die Wonnen des Dichters kannte. Das Ziel, welches die meisten Gehirne

nur erreichen, war der Punkt, von welchem das seinige eines Tages ausgehen mußte, um einige neue Welten des Verstandes zu entdecken. In jener Kindheit hatte er sich, ohne es noch zu wissen, das bedürfnißreichste Leben, das unersättlichste Leben geschaffen. Um bestehen zu können, mußte er ohne Unterlaß eine Nahrung in den Abgrund werfen, welchen er in sich eröffnet hatte. Gleich gewissen Menschen aus den weltlichen Regionen konnte auch er untergehen, wenn es ihm an Nahrung für seinen ungemeinen Heißhunger fehlte. Bei ihm waren es die Orgien der Seele, welche ihn zu einer innern Verbrennung führen konnten, wie es in Bezug auf die Körper nach einer Sättigung mit Alkohol wohl Statt findet. Jene erste Periode seines geistigen Lebens war mir unbekannt. Erst jetzt kann ich mir auf solche Weise die wunderbaren Befruchtungen und deren Wirkungen erklären. Lambert war damals dreizehn Jahre.

Ich war glücklich genug, um die ersten Tage seines zweiten Lebensalters kennen zu lernen. Lambert fiel damals, und das rettete ihn vielleicht, in das ganze Elend des Lebens auf dem Collegium und verschwendete dabei den Überfluß seiner Gedanken. Nachdem er von den Dingen zu ihrem einfachen Ausdruck, von den Worten zu ihrem idealen Wesen, und von diesem Wesen zu den Grundursachen übergegangen war, nachdem er Alles abstrahirt hatte, sehnte er sich, um zu leben, nach andern geistigen Schöpfungen. Gezähmt durch die Leiden des Collegiums und durch die Krisen seines physischen Lebens wurde er nachdenkend, errieth er die Gefühle, erschaute er neue Wissenschaften, wahrhafte Massen von Ideen! Inne gehalten in seinem Laufe und noch zu schwach, um auf höhere Sphären hinblicken zu können, beschaute er sich innerlich. Er bot mir damals das Schauspiel eines Kampfes der Gedanken, welche auf sich selbst zurück-

wirkten und die Geheimnisse der Natur zu überraschen suchten, gleich wie ein Arzt oft die Fortschritte seiner eigenen Krankheit beobachtet. Louis Lambert war in jenem Zustande der Kraft und der Schwäche, der kindlichen Anmuth und der übermenschlichen Macht das Wesen, welches mir den poesievollsten und wahrsten Begriff von jener eingebildeten Schöpfung gegeben hat, die wir einen Engel nennen.

Die dritte Entwickelungsperiode sollte mir entgehen. Sie begann, als ich von Louis getrennt war, der erst in einem Alter von achtzehn Jahren, gegen die Mitte des Jahres 1815, das Collegium verließ. Er war damals seit etwa sechs Monaten eine elternlose Waise geworden. Da er Niemand in seiner Familie antraf, gegen den er sein Herz hätte ausschütten können, das sich so sehr nach Mittheilung sehnte, aber seit unserer Trennung stets auf sich selbst beschränkt gewesen war, so floh er zu seinem Oheim, der zu seinem Vormund ernannt und, nachdem er als vereidigter Priester aus seiner Pfarre vertrieben war, seinen Wohnsitz in Blois genommen hatte. Louis brachte einige Zeit bei ihm zu. In dem Wunsche, seine Studien zu vollenden, welche er unvollkommen fand, kam er nach Paris, um Frau von Staël wiederzusehen und die Wissenschaft aus ihrer höchsten Quelle zu schöpfen. Da der alte Priester sehr schwach gegen seinen Neffen war, so ließ er Louis seine ganze Erbschaft während eines dreijährigen Aufenthalts in Paris verzehren, und dennoch lebte der junge Mann dort in dem tiefsten Elende, denn jene Erbschaft bestand nur in einigen tausend Franken. Gegen Ende des Jahres 1820 kehrte er nach Blois zurück, von Paris durch die Leiden vertrieben, welche dort eines Jeden warten, der kein Vermögen besitzt. Während seines Aufenthalts in Paris mußte er oft eine Beute innerer Stürme werden, jener furcht-

baren Stürme der Gedanken, durch welche alle Künstler erschüttert werden, wenn man auf dieselben von einer einzigen Thatsache schließen darf, welche seinem Oheim im Gedächtniß geblieben ist und von einem einzigen Briefe, welchen der gute Mann von allen denen, die Louis Lambert zu jener Zeit an ihn schrieb, aufgehoben hat, und der vielleicht nur darum aufgehoben wurde, weil er der letzte und längste von allen war.

Was zunächst jene Thatsache betrifft, so befand sich Louis eines Tags im Theater Français, wo er auf einer Bank der zweiten Gallerie neben einem der Pfeiler saß, zwischen welchen die Logen dritten Ranges sind. Als er sich während des ersten Zwischenakts erhob, sah er ein junges Mädchen, welches in die benachbarte Loge getreten war. Der Anblick dieses jungen und schönen, köstlich gekleideten Mädchens, das von einem Liebhaber begleitet wurde, gegen den sich ihr Antlitz mit aller Anmuth der Liebe belebte, brachte auf Lamberts Herz und Sinne eine so grausame Wirkung hervor, daß er gezwungen war, das Schauspielhaus zu verlassen. Hätte er nicht dieses letzte Licht seiner Vernunft benutzt, welches in diesem ersten Augenblicke der glühenden Leidenschaft nicht vollkommen erlosch, so hätte er vielleicht dem fast unwiderstehlichen Wunsche gehorcht, den jungen Mann zu ermorden, an welchen sich die Blicke des Mädchens richteten. War das nicht in unserer Pariser Welt ein Blitz der Liebe eines Wilden, die sich auf das Weib, wie auf ihre Beute, stürzt, eine Wirkung thierischen Instinkts, verbunden mit der Schnelligkeit des fast lichtvollen Aufstrahlens eines Herzens, das unter der Masse seiner Gedanken erdrückt wurde? War es nicht der eingebildete Messerstich, welchen das Kind fühlte, der bei dem Manne zu dem Donnerschlage seines gebieterischerern Bedürfnisses, der Liebe, geworden war?

Nun wollen wir auch den Brief kennen lernen, in welchem sich der Zustand seiner Seele schildert, die durch das Schauspiel der Pariser Civilisation ergriffen war. Sein Herz wurde ohne Zweifel fortwährend in jenem Strudel der Selbstsucht zerknickt, und sein Geist mußte dort fortwährend leiden. Er fand dort vielleicht weder Freunde, die ihn hätten trösten können, noch Feinde, um seinem Leben einen Ton zu geben. Gezwungen, fortwährend in sich selbst zu leben, ohne seine seltenen Genüsse mit Jemand theilen zu können, wollte er vielleicht das Werk seiner Bestimmung durch die Begeisterung entscheiden und in der Form eines Pflanzenlebens bleiben, wie ein Einsiedler in den ersten Zeiten der Kirche, indem er so der Herrschaft der geistigen Welt entsagte. Der Brief scheint diesen Plan zu bestätigen, in den sich alle großen Seelen zu allen Zeiten einer geselligen Erneuerung verliebten; allein ist nicht dieser Entschluß für manchen von ihnen nur die Wirkung eines Berufs? Suchen sie nicht ihre Kräfte in einem langen Schweigen zu sammeln, um dann geeignet zu einer Herrschaft über die Welt entweder durch das Wort, oder durch die That hervorzugehen? Gewiß mußte Louis viel erduldet, viel Bitterkeit unter den Menschen eingeerntet haben, mußte die Menschheit durch einen schrecklichen Spott ausgepreßt haben, ohne etwas aus ihr erlangen zu können, um einen so kräftigen Wehruf auszustoßen, um in seiner Armuth zu dem Wunsche zu gelangen, welchen der Überdruß der Macht und aller Genüsse gewisse Herrscher hat fassen lassen. Vielleicht hatte er auch in der Einsamkeit irgend ein großes Werk beendigt, welches noch unentschieden in seinem Gehirne lebte. Wer würde nicht gern das glauben, wenn man dieses Fragment seiner Gedanken liest, in dem sich die Kämpfe verrathen, deren Schauplatz seine Seele in dem Augenblicke war, wo für ihn die Ju-

gend aufhörte, wo die nervige Schaffungskraft auszuschlüpfen begann, der man die Werke des Mannes verdankt haben würde? Dieser Brief steht in einem Bezuge zu dem Abenteuer, welches ihm im Schauspielhause begegnet war. Dieses Abenteuer und der Brief erklären sich gegenseitig. Geist und Körper waren zu derselben Tonart gestimmt. Jener Sturm der Zweifel und der Gewißheiten, der Wolken und der Blitze, welcher oft den Donner hervorgehen läßt, wirft ein hinreichendes Licht auf die dritte Periode seiner moraralischen Erziehung, um sie vollkommen zu begreifen. Wenn man jene auf das Gerathewohl hingeschriebenen Seiten liest, die nach den Launen des Pariser Lebens unterbrochen und wieder fortgesetzt wurden, so glaubt man eine Eiche während der Zeit zu erblicken, wo ihr inneres Wachsthum die hübsche grüne Rinde zerbersten läßt, mit Schrunden und Spalten dieselbe füllt, und ihre majestätische Gestalt sich vorbereitet, wenn anders der Bliß des Himmels, oder das Beil des Menschen sie verschonen. Mit diesem Briefe wird demnach für den Denker, wie für den Dichter, jene großartige Kindheit, jene unbegriffene Jugend sich abschließen. Kurz, es endet mit ihm der moralische Keim, dessen Laub die Philosophen bedauern werden, weil es von dem Reife in der Knospe getödtet wurde, dessen Blüthen sie beweinen müssen, da sie sich vielleicht in höheren Regionen erschlossen, als die höchsten Punkte dieser Erde sind.

Paris, September bis November 1819.

„Lieber Oheim, ich werde bald diese Stadt verlassen, in der ich nicht länger zu leben vermag. Ich sehe hier Niemand, der das liebte, was ich liebe, der sich mit dem beschäftigt, womit ich mich beschäftige, der sich über das wundert, worüber ich mich wundere. So bin ich gezwungen, mich auf mich selbst zu be-

schränken, zu denken und zu dulden. Die langen und geduldigen Forschungen, welche ich in Bezug auf diese Menschheit angestellt habe, gewähren mir traurige Schlußfolgerungen, in denen der Zweifel vorherrscht. Der Ausgangspunkt für alle Dinge ist hier das Geld, man bedarf Geld, selbst um sich über das Geld hinwegzusetzen; allein obgleich das Geld selbst für denjenigen nothwendig ist, welcher in Ruhe denken will, so fühle ich doch nicht den Muth, es zu dem einzigen Bewegsgrunde meiner Gedanken zu machen. Um ein Vermögen zu erwerben, muß man irgend ein Vorrecht erkaufen, durch welches man sich eine Stellung oder eine Kundschaft erwirbt, muß man durch irgend ein gesetzliches oder geschickt erlangtes Vorrecht das Recht gewinnen, täglich aus der Börse eines Andern eine kleine Summe zu nehmen, welche jährlich ein kleines Kapital ausmacht, das aber in zehn Jahren kaum vier oder fünftausend Franken Zinsen abwirft, wenn man sich redlich benimmt. In funfzehn oder sechzehn Jahren nach seiner Lehrzeit hat der Anwalt, der Notar, der Kaufmann oder jeder andere patentirte Arbeiter so viel verdient, daß er für seine alten Tage genug hat. Ich fühle mich zu einem solchen Gewerbe nicht geeignet. Mir fehlt wesentlich die beständige Aufmerksamkeit, welche für denjenigen nothwendig ist, der sein Glück machen will. Jede kaufmännische Unternehmung, jede Verpflichtung, von Andern Geld zu verlangen, würde mir geistige Schmerzen veranlassen, denen ich bald unterliegen müßte. Wenn ich nichts habe, so schulde ich wenigstens bis jetzt noch Niemand etwas. Es bedarf in materieller Hinsicht Wenig für den, welcher lebt, um große Dinge in der geistigen Welt zu vollbringen; obgleich aber zwanzig Sous täglich für mich hinreichen, so habe ich doch für mein übriges Leben nicht so viel, um mich ferner diesem fleißigen Müßiggange zu widmen. Wenn ich

nachdenken will, so treibt mich das Bedürfniß aus dem Heiligthum, in welchem sich mein Denken bewegt. Was wird aus mir werden? Die Armuth schreckt mich nicht. Wenn man die Bettler nicht einkerkerte, wenn man sie nicht mit Schmähworten demüthigte und verachtete, so würde ich betteln, um nach meiner Bequemlichkeit die Aufgaben zu lösen, mit denen ich beschäftigt bin. Allein diese erhabene Entsagung, welche den Körper unbeachtet läßt und den Geist weit über ihn setzt, würde zu nichts dienen; es ist abermals Geld nöthig, um sich gewisse Untersuchungen zu erlauben, sonst würde ich gern die anscheinende Armuth eines Denkers übernehmen, welcher die Erde und den Himmel als sein Eigenthum besitzt. Um im Elende groß zu sein, reicht es hin, daß man sich nie erniedrigt. Der Mann aber, welcher kämpft und duldet, indem er einem edlen Ziele entgegengeht, gewährt wahrlich ein schönes Schauspiel. Wer aber fühlt hier die Kraft zu kämpfen? Man erklimmt Felsen, weil man nicht immer im Kothe fortwandeln kann. Hier entmuthigt Alles den Flug eines Geistes, welcher der Zukunft in gerader Linie entgegenstrebt. In einer Höhle in der Einsamkeit würde ich mich nicht fürchten, und ich fürchte mich hier; in der Einsamkeit würde ich ohne Zerstreuung mit mir selbst sein; hier aber empfindet der Mensch eine Menge von Bedürfnissen, die ihn erniedrigen. Sind wir singend und denkend ausgegangen, so ruft uns die Stimme des Armen in diese Welt des Hungers und Durstes zurück, indem sie ein Almosen von uns verlangt. Man hat selbst dann, wenn man ausgehen will, Geld nöthig. Die Organe werden endlos ermüdet durch Dinge, welche nichts sind, und ruhen nie. Der nervenschwache Körper des Dichters wird hier endlos erschüttert, und das, was seinen Ruhm ausmachen sollte, wird ihm zur Qual; seine Einbildungskraft ist dabei seine grau=

samste Feindin. Der verwundete Handwerker, die dürftige Wöchnerin, das kranke Freudenmädchen, das verlassene Kind, der ohnmächtige Greis, das Laster und selbst das Verbrechen finden einen Zufluchtsort und Pflege, während die Welt gegen den Erfinder, gegen jeden denkenden Menschen unerbittlich ist. Hier muß Alles einen unmittelbaren, einen wirklichen Erfolg haben; man spottet über Versuche, welche anfangs fruchtlos sind, obgleich sie zu den größten Entdeckungen führen können, und verachtet jenes beständige und tiefe Forschen, welches eine lange Sammlung der Kräfte verlangt. Der Staat sollte auch das Talent besolden, wie er das Bajonnet besoldet; allein er fürchtet sich, durch den verständigen Mann getäuscht zu werden, als ob man lange Zeit das Talent nachäffen könnte! Ach! mein Oheim, wenn man die klösterliche Einsamkeit vernichtet hat, in der man am Fuße der Berge unter schweigendem und schattigem Grün in Ruhe denken konnte, so sollte man wenigstens Hospitäler für leidende Seelen errichten, die oft durch einen einzigen Gedanken das Glück der Völker begründen oder den Fortschritt einer Wissenschaft vorbereiten können."

Am 20. September.

„Ich bin hierher gekommen, wie Sie wissen, um zu studiren, und habe wahrhaft unterrichtete, größtentheils außerordentlich gelehrte Männer angetroffen; allein der Mangel an Einheit in den wissenschaftlichen Arbeiten hebt fast alle Anstrengungen auf. Weder in dem Unterricht, noch in der Wissenschaft findet man Einheit. Ein Professor im Museum sagt uns, daß ein anderer Professor in der Rue Saint Jacques uns abgeschmackte Dummheiten vorgetragen habe, und ein Professor der medicinischen Schule geißelt einen andern im Collegium von

Frankreich. Bei meiner Ankunft hörte ich einen Schriftsteller, von welchem die öffentliche Meinung behauptet, daß er das Talent der Schärfe und des wohlklingenden Vortrags besitze, allein ich fand ihn, wie er fünfhundert jungen Männern erzählte, daß Corneille ein kräftiges und stolzes, Racine ein elegisches und zärtliches, Molière ein unnachahmliches, Voltaire ein außerordentlich geistreiches, Bossuet und Pascal verzweifelt starke Talente gewesen seien. Ein Professor der Philosophie wird berühmt, indem er uns erklärt, wodurch Plato zu einem Plato wurde. Ein Anderer erzählt die Geschichte der Worte, ohne an die Begriffe zu denken. Dieser erklärt uns den Äschylus, Jener beweist uns, daß die griechischen Freistaaten Freistaaten waren. Diese neuen und lichtvollen Bemerkungen, welche einige Stunden lang mit prunkenden Redensarten vorgetragen werden, bilden den hohen Unterricht, welcher Riesenschritte in den menschlichen Kenntnissen bewirken soll. Wenn die Regierung einen Gedanken hätte, so möchte ich fast ahnen, daß sie sich vor wirklich überlegenen Geistern fürchte, welche durch ihr Erwachen die Menschheit zu einer geistigen Macht schaffen könnten. Die Völker würden dann zu rasch vorwärts schreiten, die Aufgabe der Professoren ist es doch, Dummköpfe zu bilden. Wie könnte man sich anders ein Professorat ohne Methode, ohne eine Idee der Zukunft denken. Das Institut könnte die große Regierung der geistigen und Verstandes-Welt werden, aber es ist erst neuerdings dadurch gebrochen, daß es in Akademien getrennt ist. Die menschliche Wissenschaft geht daher ihren Weg ohne Führer, ohne System, sie schwankt auf gut Glück, ohne sich einen Weg vorzuzeichnen. Diese Nachlässigkeit, diese Ungewißheit besteht in der Politik, wie in der Wissenschaft. In der Natur sind die Mittel einfach, das Ende ist groß und wunderbar; hier

aber, in der Wissenschaft, gleichwie in der Regierung, sind die Mittel gewaltig, das Ende ist klein. Jene Kraft, welche in der Natur gleichförmigen Schrittes vorwärts geht, deren Summa sich fortwährend selbst hinzufügt, jenes $a + a$, welches Alles hervorbringt, ist Verderben erzeugend in der menschlichen Gesellschaft. Die gegenwärtige Politik setzt die Einen den Andern, die menschlichen Kräfte den menschlichen Kräften entgegen, um sie durch einander aufzuheben, anstatt sie mit einander zu verbinden und auf ein gemeinschaftliches Ziel loswirken zu lassen. Wenn wir uns an Europa halten, so sehen wir von Cäsar bis zu Constantin, von Constantin bis zu dem wilden Attila, von den Hunnen bis zu Karl dem Großen, von Karl dem Großen bis zu Leo X., von Leo X. bis zu Philipp II., von Philipp II. bis zu Ludwig XIV., von Venedig bis zu England, von England bis zu Napoleon, von Napoleon bis wieder zu England nirgends eine Beständigkeit in der Politik, und ihre beständige Werkthätigkeit hat keinen Fortschritt hervorgebracht. Die Völker bezeugen ihre Größe durch Denkmäler, oder ihr Glück durch das persönliche Wohlbefinden. Sind die neuern Denkmäler mit denen der alten zu vergleichen? ich bezweifle. Die Künste, welche unmittelbarer an dem individuellen Menschen Theil nehmen, die Erzeugnisse seines Talents oder seiner Hand, haben wenig gewonnen. Die Freuden eines Lucullus waren wohl eben so viel werth, wie die eines Samuel Bernard, eines Beaujon oder eines Königs von Baiern. Endlich hat sogar die Lebensdauer der Menschen verloren. Für den, welcher aufrichtig sein will, hat sich also nichts geändert; der Mensch ist derselbe geblieben. Die Kraft ist stets sein einziges Gesetz, der Erfolg seine einzige Weisheit. Jesus Christus, Muhamed oder Luther haben nur die Kreise verschieden gefärbt, in welchen die jungen Völkerschaf-

ten ihre Schwenkungen gemacht haben. Keine Politik hat die Civilisation verhindert, noch ihre Reichthümer, ihre Sitten, ihr Bündniß zwischen den Starken gegen die Schwachen, ihre Ideen und ihre Wollüste, mögen wir von Memphis bis Tyrus gehen, von Tyrus bis Balbek, von Tedmor nach Karthago, von Karthago nach Rom, von Rom nach Constantinopel, von Constantinopel nach Venedig, von Venedig nach Spanien, von Spanien nach England, außer daß keine Spur von Memphis, von Tyrus, von Karthago, von Rom, von Venedig und von Madrid mehr übrig geblieben ist. Der Geist dieser großen Körper ist entflohen. Nichts hat sich des Unterganges erwehrt und doch hat man den Grundsatz nicht kennen gelernt: „Wenn die erzeugte Wirkung nicht mehr im Verhältniß zu ihrer Ursache steht, so ist es eine Auflösung.“ Das zarteste Genie kann keine Verbindung zwischen diesen großen Thatsachen der Menschheit entdecken. Keine politische Theorie hat gelebt. Die Regierungen vergehen, wie die Menschen, ohne daß die folgende von der vorhergehenden eine Lehre erhalten sollte, und kein System erzeugt ein vollkommenes System. Was soll man von der Politik schließen, wenn die auf Gott gestützte Regierungsform in Indien und Ägypten unterging, wenn die Regierung des Schwertes oder der Tiara vorüberging, wenn die Regierung eines einzigen gestorben, wenn die Regierung des ganzen Volkes nie zu leben vermochte, wenn kein Empfängniß der Verstandeskraft auf materielle Interessen gestützt, zu dauern vermochte, und Alles heutigen Tags wieder neu zu schaffen ist, wie zu allen Zeiten, wo der Mensch ausgerufen hat: „Ich leide!“ Der Code, welchen man als Napoleons schönstes Werk betrachtet, ist von allen Werken dasjenige, welches am meisten eines Drako würdig ist. Die in's Unendliche fortgesetzte Theilbarkeit des Grundbesitzes,

welche derselbe durch den Grundsatz der Gütertheilung heiligt, muß die Ausartung des Volks, den Tod der Künste, den der Wissenschaften nach sich ziehen. Der zu sehr vertheilte Boden wird mit Korn und Kartoffeln bestellt, die Wälder und folglich auch die Ströme verschwinden, und wenn ein feindlicher Einfall erfolgt, so ist das Volk vernichtet, denn es hat seine großen Hülfsquellen verloren, indem es seine Häupter verlor. Das ist die Geschichte der Wüsten. Die Politik ist demnach eine Wissenschaft ohne bestimmte Grundsätze, ohne eine mögliche Festigkeit; sie ist das Genie des Augenblicks, die beständige Anwendung der Kraft nach den Bedürfnissen des Tages. Der Mensch, welcher nach zehn Jahrhunderten lebte, würde auf dem Marktplatze sterben, belastet mit den Flüchen des Volks; oder er würde, was mir noch schlimmer scheint, durch die tausend Geißeln des Spottes gezüchtigt werden. Die Völker sind Individuen, welche nicht weiser noch stärker sind, als der einzelne Mensch, und ihre Bestimmung ist dieselbe. Wer über diesen nachdenkt, der beschäftigt sich folglich auch mit jenen. Bei dem Anschauen dieser Menschheit, welche endlos bewegt ist in ihren Grundlagen, wie in ihren Wirkungen, in ihren Ursachen, wie in ihren Handlungen, bei welcher die Menschenliebe ein erhabener Irrthum und der Fortschritt ein Unsinn ist, habe ich die Bestätigung der Wahrheit gewonnen, daß das Leben in uns liegt und nicht außer uns, daß die hohe Rolle eines Regenten die ist, sich über die Menschheit zu erheben, um sie zu beherrschen, und daß die Menschen, welche stark genug sind, um sich bis zu der Linie zu erheben, von welcher aus sie mit einem Blicke die Welten überschauen können, nicht vor ihre Füße sehen dürfen."

Am 5. November.

„Ich bin wahrlich jetzt mit ernsten Gedanken beschäftigt, ich gehe gewissen Entdeckungen entgegen, eine unbesiegliche Kraft zieht mich einem Lichte zu, welches früh in die Finsterniß meines moralischen Lebens geleuchtet hat; allein welchen Namen soll ich der Macht geben, welche mir die Hände bindet, den Mund verschließt und mich nach einer meinem Beruf entgegengesetzten Richtung zieht? Ich muß Paris verlassen, muß ein Lebewohl sagen den Büchern der Bibliotheken, diesen schönen Brennpunkten des Lichts, diesen so gefälligen, so zugänglichen Weisen, diesen jugendlichen Geistern, mit welchen ich meinen Weg hätte fortsetzen mögen. Was stößt mich zurück? Ist es der Zufall? Ist es die Vorsehung? Die beiden Ideen, welche durch jene Worte dargestellt werden, sind unvereinbar. Wenn es keinen Zufall giebt, so muß man die Schicksalsbeschlüsse einräumen, oder die gezwungene Unterordnung aller Dinge unter einen allgemeinen Plan. Warum aber widerständen wir dann? Wenn der Mensch nicht frei ist, was wird dann aus dem Gerüste seiner Moral? Wenn er aber sein Loos sich selbst schaffen kann, wenn er durch seinen freien Willen die Erfüllung des allgemeinen Plans aufheben kann, was wird dann aus Gott? Warum bin ich gekommen? Wenn ich mich prüfe, so weiß ich es; ich finde in mir Aufgaben, welche entwickelt werden müssen. Warum aber besitze ich ungeheure Fähigkeiten, ohne dieselben benutzen zu können? Wenn meine Qual irgend Jemand zum Beispiele diente, so würde ich es begreifen; aber nein, ich leide unbekannt. Dieser Erfolg ist eben so gut vorhergesehen, wie das Loos der ungekannten Blume, welche in der Lichtung eines Waldes jungfräulich welkt, ohne daß Jemand ihre Wohlgerüche eingeathmet, ihren Glanz bewundert hat. So wie sie vergebens in der Ein-

samkeit ihre Düfte aushaucht, so gebäre ich hier auf einem Dachstübchen Ideen, ohne daß sie von Jemand ergriffen werden. Gestern Abend aß ich vor meinem Fenster mit einem jungen Arzte, Namens Meyraux, Brod und Weintrauben. Wir plauderten mit einander, wie Leute, welche durch das Unglück zu Brüdern geworden sind, und ich sagte zu ihm: „Ich gehe, Ihr bleibt, nehmt meine Empfängnisse und führt sie weiter aus.“ — „Ich kann es nicht,“ antwortete er mir mit einer bittern Wehmuth, „meine zu schwache Gesundheit wird meinen Arbeiten nicht widerstehen, und ich muß jung sterben, indem ich das Elend bekämpfe.“ Wir blickten den Himmel an und drückten einander die Hände. Wir hatten uns in den Vorlesungen über vergleichende Anatomie und in den Galerien des Museums getroffen, während wir Beide demselben Studium oblagen, die Einheit der thierischen Schöpfung zu erforschen. Er wollte der Wissenschaft einen neuen Weg öffnen, ich aber ein allgemeines System folgern. Mein Denken geht darauf hinaus, die wirklichen Beziehungen zu ermitteln, welche zwischen Gott und den Menschen bestehen können. Ist das nicht eine Nothwendigkeit der Zeit? Ohne hohe Gewißheiten ist es unmöglich, jenen Gesellschaften einen Biß zu versetzen, welche der Geist der Prüfung und des Streites entfesselt hat, und welche jetzt schreien: „Führt uns auf einem Wege, auf welchem wir gehen können, ohne Abgründe anzutreffen!“ Sie werden mich fragen, was die vergleichende Anatomie mit einer für die Zukunft der Menschheit so wichtigen Frage gemein hat. Muß man sich nicht überzeugen, daß der Mensch das Ziel aller irdischen Mittel ist, um sich zu fragen, ob er nicht das Mittel irgend eines Zieles sein wird? Wenn der Mensch an Alles geknüpft ist, so giebt es auch noch über ihm etwas, woran er sich ebenfalls knüpft. Wenn er das

Ziel unerklärter Umwandlungen ist, welche bis zu ihm hinansteigen, so muß er auch wohl das Band zwischen einer sichtbaren Natur und einer unsichtbaren Natur sein. Die Thätigkeit der Welt ist nicht abgeschmackt, sie geht einem Ende entgegen und dieses Ende kann nicht etwa eine Menschheit sein, welche so eingerichtet ist, wie die unsrige. Es giebt eine schreckliche Lücke zwischen uns und dem Himmel. Im gegenwärtigen Zustande können wir uns weder immer freuen, noch auch immer leiden; ist nicht eine ungeheure Veränderung nöthig, um bis zu dem Paradies und der Hölle zu gelangen, zu diesen beiden Begriffen, ohne welche Gott in den Augen der Menge nicht besteht? Ich weiß, daß man sich aus der Sache gezogen hat, indem man die Seele erfand, allein es erweckt mir einen gewissen Widerwillen, Gott wegen der Sünden der Menschheit, wegen unserer Entzauberungen, wegen unseres Falles verantwortlich zu machen. Wie kann man ferner in uns ein göttliches Princip zulassen, über welches ein Glas Rum zu siegen vermag? Wie kann man sich unmaterielle Fähigkeiten denken, welche durch die Materie aufgehoben werden können, deren Ausübung durch ein Gran Opium gehemmt wird? Wie kann man sich denken, daß wir fühlen werden, wenn wir der Bedingungen unseres Gefühls beraubt sind? Wie, Gott könnte an seinem Ruhme verlieren, wenn wir den Körper als denkend annehmen? Die Belebung des Körpers und seine tausend Triebe, die Wirkungen seiner Organe, sind sie weniger unerklärlich, als die Wirkungen des Gedankens? Ist nicht die Bewegung der Welten hinreichend, um das Dasein eines Gottes zu beweisen, ohne daß wir uns in die Abgeschmacktheiten versenken, welche unser Stolz geschaffen hat? Daß wir aus der Gestalt eines vergänglichen Lebens nach unsern Prüfungen zu einem bessern Dasein übergehen, ist das nicht genug für ein Ge-

schöpf, welches sich von andern nur durch einen vollkommenern Naturtrieb auszeichnet? Wenn es in moralischer Hinsicht keinen Grundsatz giebt, welcher nicht zum Abgeschmackten führte, oder durch den Augenschein widerlegt würde, so ist es wohl Zeit, daß man Glaubenssätze aufsucht, welche in der innersten Natur der Dinge geschrieben stehen. Sollten wir nicht die philosophische Wissenschaft völlig umkehren? Wir bekümmern uns sehr wenig um das Nichts, welches uns vorangegangen ist, und durchgrübeln das vorgebliche Nichts, welches uns erwartet. Wir machen Gott verantwortlich wegen der Zukunft und verlangen von ihm keine Rechenschaft wegen der Vergangenheit. Indeß ist es eben so nothwendig, zu wissen, ob wir durch keine Wurzeln mit der Vergangenheit verbunden werden, wie zu wissen, ob wir mit der Zukunft im Zusammenhange stehen. Wir sind immer nur von einer Seite gläubig oder ungläubig gewesen. Ist die Welt ewig? Ist sie geschaffen? Wir begreifen kein Mittelding zwischen diesen beiden Ansichten. Die eine ist falsch, die andere ist wahr, allein nun wählt! Wie auch eure Wahl ausfallen möge, der Gott, wie unsere Vernunft ihn sich vorstellt, muß dabei verkleinert werden, was eben so viel ist, als leugneten wir ihn. Ist die Welt ewig? Die Antwort ist nicht zweifelhaft, Gott muß sie erst geschaffen haben. Wie war es aber möglich, daß er eine ganze Ewigkeit bleiben konnte, ohne zu wissen, daß es ihm einfallen würde, die Welt zu schaffen? Weiß er nicht zum Voraus den Erfolg? Woher hat er den Stoff genommen? Nothwendig von sich. Wenn aber die Welt von ihm ausgegangen ist, wie können wir dann das Böse erklären? Wenn das Böse von dem Guten ausgegangen ist, so sind wir wieder in das Abgeschmackte verfallen. Wenn es kein Böses giebt, wozu sind dann die Gesetze der Völker-Verbindungen? Überall Ab-

gründe! überall ein bodenloser Grund, statt der Vernunft! Die ganze menschliche Weisheit muß also umgestürzt werden. Hören Sie, mein Oheim! So lange nicht ein großer Geist Rechenschaft gegeben hat über die offenbare Ungleichheit der Verstandeskräfte, so wird der allgemeine Sinn der Menschheit, wird das Wort Gott ohne Ende in Anklagestand gesetzt werden, und die Menschheit wird auf einem Triebsande ruhen. Das Geheimniß der verschiedenen moralischen Zonen, in welche der Mensch übergeht, wird sich in der Analyse der ganzen thierischen Schöpfung finden. Die thierische Schöpfung ist bisher nur in Bezug auf ihre Unterschiede betrachtet, nicht in Bezug auf ihre Ähnlichkeiten, ist in ihrem organischen Anschein und nicht in ihren Fähigkeiten beobachtet. Die thierischen Fähigkeiten vervollkommnen sich mehr und mehr nach Gesetzen, welche man noch aufzusuchen hat. Diese Fähigkeiten entsprechen Kräften, durch die sie ausgedrückt werden, und diese Kräfte sind wesentlich materiell, theilbar. Materielle Fähigkeiten! überlegen Sie diese beiden Worte. Ist das nicht eine eben so unlösliche Aufgabe, wie die der Mittheilung der Bewegung an die Körper, wieder ein noch unerforschter Abgrund, dessen Schwierigkeiten Newtons System viel mehr von seiner Stelle gerückt, als gelöst hat? Endlich verlangt die beständige Verbindung des Lichts mit Allem, was auf der Erde ist, eine neue Prüfung des Erdballs. Das Thier von derselben Art ist nicht dasselbe in der heißen Zone, in Indien oder im Norden. Je nach dem senkrechten oder schrägen Einfall der Sonnenstrahlen entwickelt sich eine unähnliche und gleiche Natur, welche in ihren Principien dieselbe bleibt, aber sich weder hier, noch da, in ihren Resultaten gleicht. Die Erscheinung, welche uns bei der Vergleichung der bengalischen Schmetterlinge und ihrer europäischen Brüder in die Augen fällt, ist in der

moralischen Welt noch weit auffallender. Es bedarf eines bestimmten Gesichtswinkels, einer gewissen Menge von Gehirnfalten, um einen Alexander, einen Newton, einen Napoleon, einen Laplace oder einen Mozart zu erhalten. Die Gebirgsschlucht ohne Sonne giebt den Cretin. Ziehet daraus eure Schlüsse. Warum diese Verschiedenheiten, welche man der mehr oder minder glücklichen Destillation des Lichts durch den Menschen verdankt. Diese großen leidenden Menschenmassen, welche mehr oder minder thätig, mehr oder minder genährt, mehr oder minder erleuchtet sind, bilden Schwierigkeiten, welche noch zu lösen bleiben und gegen Gott schreien. Warum wollen wir in der äußersten Freude stets die Erde verlassen? Warum der Wunsch, sich zu erheben, von welchem jedes Geschöpf ergriffen ist? Die Bewegung ist eine große Seele, deren Verbindung mit dem Körperlichen eben so schwer zu erklären ist, wie der Gedanke. Jetzt ist die Wissenschaft eine einzige, es ist unmöglich, sich auf die Politik einzulassen, ohne sich mit der Moral zu beschäftigen, und die Moral steht wieder mit allen jenen wissenschaftlichen Fragen in Verbindung. Es scheint mir, als befänden wir uns am Vorabende eines großen menschlichen Kampfes. Die Kräfte sind da, nur den Feldherrn sehe ich nicht."

Am 25. November.

„Glauben Sie mir, mein Oheim, es ist schwer, ohne Schmerz dem Leben zu entsagen, welches wir uns eigenthümlich gemacht haben, und ich kehre nach Blois mit einer schrecklichen Herzensangst zurück. Ich werde dort sterben, indem ich nützliche Wahrheiten mit mir hinübernehme! Keine persönliche Selbstsucht entwürdigt meinen Kummer. Ist der Ruhm etwas für den, welcher in eine höhere Sphäre zu gehen glaubt? Ich habe

keine Vorliebe für die Sylbe Lam und für die Sylbe bert. Mögen diese beiden Sylben mit Ehrfurcht oder mit Sorglosigkeit an meinem Grabe ausgesprochen werden, es wird dadurch nichts an meinem jenseitigen Loos verändert. Ich fühle mich stark, kräftig, und könnte eine Macht werden; ich fühle in mir ein so lichtvolles Leben, daß es eine Welt beseelen könnte, und bin doch in eine Art von Stein eingeschlossen, wie es vielleicht in der That die Farben sind, welche man an dem Halse der Vögel von der indischen Halbinsel bewundert. Man müßte diese ganze Welt umfassen und sie zusammenkneten, um sie neu zu bilden. Haben aber nicht diejenigen, welche sie auf solche Art zusammengeknetet und umgeschmolzen haben, damit begonnen, daß sie ein Rad der Maschine waren? Ich werde dabei zerbrechen. Für Mahomed den Säbel, für Jesus das Kreuz, für mich den unbekannten Tod. Morgen in Blois, und einige Tage später in einem Sarge. Wissen Sie, warum? ich bin zu Swedenborg zurückgekehrt. Wie dunkel und verworren auch seine Bücher sein mögen, es liegen in ihnen die Elemente großartiger Gedanken über die Menschheit. Seine Theokratie ist erhaben, und seine Religion ist die einzige, welche ein überlegener Geist zulassen kann. Er allein läßt Gott berühren, er erweckt einen Durst nach ihm. Er hat die Majestät Gottes von ihren Windeln befreit. Er läßt sie da, wo sie ist, und läßt rund um ihn her die zahllosen Schöpfungen und Geschöpfe durch allmähliche Umwandlungen zu ihm hinanklimmen, welche eine unmittelbarere und natürlichere Zukunft darstellen, als die von der katholischen Kirche gelehrte Ewigkeit. Er hat Gott von dem Vorwurfe rein gewaschen, welchen ihm die zärtlichen Seelen in Bezug auf die Ewigkeit der Rache machen, durch welche die Fehler eines Augenblicks gestraft werden sollen, was ein System ohne Ge-

rechtigkeit und ohne Gütigkeit ist. Jeder Mensch kann wissen, ob er bestimmt ist, in ein anderes Leben einzutreten, und ob diese Welt einen Sinn hat. Ich werde den Versuch wagen. Dieses Wagniß kann die Welt retten, gleich wie das Kreuz von Jerusalem, und der Säbel des Alkoran. Beide waren Söhne der Einsamkeit. Von den dreiunddreißig Jahren Christi sind nur zwei bekannt, sein Leben in der Einsamkeit hat sein glorreiches Leben vorbereitet. Auch für mich ist die Einsamkeit nöthig!"

Ungeachtet der Schwierigkeit des Unternehmens, glaubte ich es versuchen zu müssen, Lamberts Jugend zu schildern, jenes verborgene Leben, dem ich die einzigen schönen Stunden und die einzigen angenehmen Erinnerungen aus meiner Kindheit verdanke. Außer jenen zwei Jahren lernte ich nur Leiden und Langeweile kennen. Wenn später das Glück erschien, so war doch mein Glück stets unvollkommen. Ich bin ohne Zweifel sehr weitschweifig gewesen, allein wäre ich nicht in den Umfang von Lamberts Herzen und Gehirn eingedrungen, so wäre es fast unmöglich gewesen, den zweiten Theil der Geschichte seines Geistes zu begreifen, welcher gleich unbekannt mir, wie der Welt, blieb, dessen verborgenen Ausgang zu erblicken, mir jedoch während einiger Stunden erlaubt war. Diejenigen, denen dieses Buch noch nicht in die Hände gefallen ist, werden, so hoffe ich, die Ereignisse begreifen, welche mir noch zu erzählen bleiben, und welche gewissermaßen ein zweites Leben jenes Geschöpfs, fast möchte ich sagen, jener Schöpfung bilden, bei welcher Alles außergewöhnlich sein mußte.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Blois wurde Louis

von seinem Oheim, der ihm gern Zerstreuungen verschaffen wollte, in eins von jenen Häusern geführt, in denen er gewöhnlich den Abend zubrachte. Der arme Priester befand sich in jener frömmelnden Stadt, wie ein Aussätziger. Niemand wollte einen revolutionairen Priester, einen vereidigten Priester bei sich empfangen. Seine Gesellschaft bestand daher in einigen Personen von der damals sogenannten liberalen, patriotischen oder constitutionellen Meinung, zu denen er sich begab, um eine Partie Whist oder Boston zu spielen. An jenem Abende erblickte Louis eine junge Person, die durch ihre Stellung gezwungen wurde, in jener von der großen Welt verstoßenen Gesellschaft zu bleiben, deren Vermögen aber bedeutend genug war, so daß man annehmen konnte, sie werde späterhin die Gattin eines adligen Herrn aus der Gegend werden.

Fräulein Pauline von Villenoix war die einzige Erbin der Reichthümer, welche ihr Großvater, ein Jude, Namens Salomon, aufgehäuft hatte, der ganz wider die Gebräuche seines Volks noch in seinem Alter ein Mädchen von katholischem Glauben heirathete. Er erhielt einen Sohn, der in dem Glauben seiner Mutter erzogen wurde. Bei dem Tode seines Vaters kaufte der junge Salomon einen Landbesitz und errichtete die Baronie Villenoix, deren Namen er annahm. Er starb, ohne sich verheirathet zu haben, hinterließ aber eine natürliche Tochter, welcher er den größten Theil seines Vermögens und namentlich sein Landgut Villenoix vermacht hatte. Einer von seinen Oheimen, Herr Joseph Salomon, wurde durch Herrn von Villenoix zum Vormunde der Waise bestimmt. Der alte Jude hatte sein Mündel so lieb gewonnen, daß er große Opfer bringen zu wollen schien, um es anständig zu verheirathen. Allein die Herkunft des Fräulein von Villenoix und die Vorurtheile, welche

man in der Provinz noch gegen die Juden hat, erlaubten ihr ungeachtet ihres Vermögens und ungeachtet des Vermögens ihres Vormundes nicht, in jene abgeschlossene Gesellschaft aufgenommen zu werden, welche man, ob mit Recht oder mit Unrecht, den Adel nennt. Indeß behauptete Herr Joseph Salomon, daß, wenn sich kein Krautjunker aus der Provinz fände, sein Mündel nach Paris gehen würde, um unter den liberalen oder monarchischen Pairs einen Gatten zu wählen. Was das Glück des Mädchens betraf, so glaubte er ihm dasselbe durch die Paragraphen des Ehevertrags zu sichern. Fräulein von Villenoix war damals zwanzig Jahre. Ihre bemerkenswerthe Schönheit, die Anmuth ihres Geistes waren zu ihrem Glück weniger zweideutige Bürgschaften, als alle die, welche ihr Vermögen gewährte. Ihre Züge boten den Charakter der jüdischen Schönheit in seiner größten Reinheit dar, jene ovalen, so breiten und so jungfräulichen Linien, welche etwas Ideales haben und die Wonnen des Orients athmen, den unveränderlichen Azur seines Himmels, den blendenden Glanz seiner Landschaften und die fabelhaften Reichthümer seines Lebens. Sie hatte schöne Augen, welche durch lange Lider, mit dichten und gekrümmten Wimpern besetzt, verschleiert wurden. Eine biblische Unschuld beseelte ihre Stirn. Ihr Teint hatte das matte Weiß der Gewänder eines Leviten. Gewöhnlich war sie still und nachdenkend, allein ihre Bewegungen deuteten auf eine verborgene Anmuth, gleich wie ihre Worte den sanften und schmeichelnden Geist des Weibes bezeugten. Indeß hatte sie nicht jene rosige Frische, jene Purpurfarben, welche sich auf den Wangen des Mädchens in seinem Alter der Unschuld zeigen. Braune Färbungen, untermischt mit einigen röthlichen Netzen, ersetzten auf ihrem Antlitz die Färbung und verriethen einen kräftigen Cha-

rakter, eine Reizbarkeit der Nerven, welche von vielen Männern bei dem weiblichen Geschlechte nicht geliebt werden, für andere aber das Kennzeichen einer zarten Keuschheit und stolzer Leidenschaften sind. Sobald Lambert Fräulein von Villenoix erblickte, so errieth er den unter dieser Form verborgenen Engel. Seine so großen und so starken Fähigkeiten der Seele, seine so lebhafte und geübte Denkkraft, seine Hinneigung zur Schwärmerei, kurz, sein ganzes Wesen ging nun in eine Liebe ohne Grenzen über, in die erste Liebe des Jünglings, welche schon bei andern so kräftig ist, allein durch seine lebhafte Sinnengluth, durch die Natur seiner Ideen und seiner Lebensart zu einer unberechnenbaren Macht werden mußte. Diese Leidenschaft wurde ein Abgrund, in welchen der Unglückliche Alles hinabwarf, ein Abgrund, vor welchem der Gedanke zurückbebt, während sein Herz sich in demselben verlor. Alles in einem solchen Abgrunde ist Geheimniß, denn Alles geht dort in jener moralischen Welt vor, die für die meisten Menschen verschlossen ist, und deren Gesetze er zu errathen geglaubt hatte.

Als der Zufall mich mit seinem Oheim bekannt machte, führte mich der gute Mann in das Zimmer, welches Lambert in jener Periode bewohnte. Ich wollte dort einige Spuren von seinen Werken suchen, wenn er deren zurückgelassen hätte. Unter den Papieren, deren Unordnung der Greis mit jenem Zartgefühl des Schmerzes achtete, welcher alte Leute auszeichnet, fand ich mehre Briefe, welche zu unleserlich waren, als daß sie dem Fräulein von Villenoix hätten übergeben werden können. Da ich mit Lamberts Schriftzügen bekannt war, so gelang es mir mit Hülfe der Zeit die Hieroglyphen jener Stenographie zu entziffern, welche die Ungeduld und der Wahnsinn der Leidenschaft geschaffen hatten. Hingerissen von seinen Gefühlen, schrieb er,

ohne die Unvollkommenheiten der Zeilen zu bemerken, welche ihm zu langsam aus der Feder flossen, um seine Gedanken in Worte zu bringen. Er hatte ohne Zweifel diese ungestaltenen Versuche nochmals abgeschrieben, deren Zeilen oft in einander übergingen, vielleicht fürchtete er aber auch, seinen Ideen keine hinreichend gewinnende Gestalt geben zu können. Wie dem aber auch sein mag, es bedurfte des ganzen Feuers meiner Liebe zu ihm, und jener Art des Fanatismus, in welchen man durch eine solche Unternehmung versetzt wird, um die folgenden fünf Briefe zu errathen und wiederherzustellen. Diese Papiere, welche ich mit einer Art von Frömmigkeit aufbewahre, sind die einzigen materiellen Zeugnisse seiner glühenden Leidenschaft. Fräulein von Villenoix hat ohne Zweifel die wahren Briefe, welche an sie gerichtet wurden, diese beredten Tagebücher des Wahnsinns, den sie veranlaßte, dem Feuer übergeben. Der erste von jenen Briefen, welcher offenbar das war, was man eine Unreinschrift nennt, bezeugte durch seine Form und durch seine Breite jene Zögerungen, jene Herzensunruhen, jene Besorgnisse ohne Zahl, welche durch den Wunsch zu gefallen erweckt werden, jene Veränderungen des Ausdrucks und jenes Schwanken zwischen allen Gedanken, die in dem Geiste eines jungen Mannes auftauchen, wenn er seinen ersten Liebesbrief schreibt: an einen solchen Brief erinnert man sich stets, jede Redensart desselben ist die Frucht einer Träumerei, jedes Wort erregt ein langes Nachdenken, während das Gefühl die Nothwendigkeit der bescheidensten Wendungen begreift und man sich demüthig und klein macht, um den Geist des jungen Mädchens nicht zu erschrecken, gleich wie sich ein Riese beugt, um in eine Hütte einzutreten. Nie hat ein Alterthumsfreund seine Palimpseste mit so viel Achtung gehand-

habt, wie ich, um diese Briefe wiederherzustellen, diese verstümmelten Denkmale eines Leidens und einer Freude, welche so geheiligt für Alle sind, welche dieselbe Freude und dasselbe Leiden kennen gelernt haben.

1.

„Mein Fräulein, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, wenn Sie ihn anders lesen, so wird mein Leben in Ihren Händen sein, denn ich liebe Sie, und für mich besteht das Leben darin, daß ich geliebt zu werden hoffe. Ich weiß nicht, ob schon Andere, indem sie von sich sprachen, die Worte gemißbraucht haben, welche ich hier anwende, um Ihnen den Zustand meines Herzens zu schildern. Glauben Sie jedoch an die Wahrheit meiner Ausdrücke: sie sind schwach, aber aufrichtig. Vielleicht ist es unrecht, auf solche Weise seine Liebe zu gestehen. Ja, die Stimme meines Herzens räth mir, schweigend zu warten, bis Sie durch meine Leidenschaft gerührt sind, damit ich dieselbe ganz verschweigen könne, wenn die stummen Zeugen Ihnen mißfallen, oder um sie noch keuscher ausdrücken zu können, als durch ohnmächtige Worte, wenn ich Gnade vor Ihren Augen fände. Nachdem ich aber lange dem Zartgefühl gehorcht hatte, durch welches ein junges Herz zurückgehalten wird, da folgte ich dem Naturtriebe, welcher dem Sterbenden unnütze Schmerzensrufe entreißt, und schrieb an Sie. Ich bedurfte meines ganzen Muths, um dem Stolz des Unglücks Schweigen zu gebieten und die Schranken zu überspringen, welche durch die Vorurtheile zwischen Ihnen und mir errichtet sind. Ich mußte viele Gedanken unterdrücken, um Sie, ungeachtet Ihres Vermögens, zu lie-

ben. Kurz, um an Sie zu schreiben, mußte ich jener Verachtung trotzen, welche das weibliche Geschlecht oft für Liebende bestimmt, deren Geständniß es dennoch als eine Schmeichelei hinnimmt. Daher muß man sich mit aller seiner Kraft dem Glück entgegenschwingen, zu dem Leben der Liebe hingezogen werden, wie eine Pflanze zu dem Licht, und recht unglücklich sein, um die Qualen, die Angst jener geheimen Berathungen überwinden zu können, in denen uns die Vernunft auf tausendfache Weise die Unfruchtbarkeit der im Innersten des Herzens verborgenen Wünsche zeigt, während uns dennoch die Hoffnung alle Besorgnisse verachten läßt. Ich war so glücklich, Sie im Stillen bewundern zu können, ich war so vollkommen in die Beschauung Ihrer schönen Seele versunken, daß ich mir nichts Höheres und Köstlicheres denken konnte, wenn ich Sie sah. Gewiß würde ich noch nicht gewagt haben, mich an Sie zu wenden, hätte ich nicht von Ihrer Abreise sprechen gehört. Welche Martern hat mir der einzige Gedanke an Ihre Entfernung zugefügt! Mein Kummer ließ mich die Größe meiner Anhänglichkeit an Sie würdigen; diese ist ohne Grenzen. Mein Fräulein, Sie werden nie den Kummer kennen lernen, welchen die Furcht, das einzige Glück zu verlieren, das für uns auf dieser Welt vorhanden ist, in uns erweckt. Gestern fühlte ich, daß mein Leben nicht mehr mir angehöre, sondern Ihnen. Es giebt für mich nur noch ein Weib auf der Welt, gleich wie in meinem Herzen nur noch ein einziger Gedanke ist. Ich wage nicht, Ihnen den Entschluß zu gestehen, zu welchem mich meine Liebe gegen Sie veranlaßt hat. Da ich Sie nur Ihnen selbst verdanken will, so muß ich es vermeiden, mich in der Begleitung aller Spuren des Unglücks zu zeigen; wirkt nicht das Unglück auf edle Seelen thätiger, als das Glück? Ich werde Ihnen

daher viel verschweigen. Ja, ich habe einen zu schönen Begriff von der Liebe, als daß ich diese durch Gedanken beschmutzen sollte, welche ihrer Natur fremd sind. Wenn mein Herz des Ihrigen würdig, wenn mein Leben rein ist, so wird Ihr Herz davon eine Ahnung haben, und Sie werden mich begreifen! Es ist die Bestimmung des Mannes, daß er sich dem Weibe anbiete, welches bei ihm den Glauben an das Glück erweckt; Sie haben dagegen das Recht, das wahrste Gefühl zurückzuweisen, wenn es nicht zu der Stimme ihres Herzens paßt; ich weiß das. Wenn Sie aber ein anderes Loos für mich bestimmt haben, als ich hoffe, mein Fräulein, so rufe ich das Zartgefühl Ihres jungfräulichen Herzens, das Mitleid des Weibes an! Ach, ich bitte Sie auf den Knieen, verbrennen Sie meinen Brief, vergessen Sie Alles! Treiben Sie keinen Scherz mit einem Gefühle, welches Ihnen nur Achtung zollt und zu tief meinem Geiste eingedrückt ist, als daß es aus demselben wieder verschwinden könnte. Brechen Sie mein Herz, aber zerreißen Sie es nicht! Mag der Ausdruck meiner ersten Liebe, einer jugendlichen und reinen Liebe, nur in einem jugendlichen und reinen Herzen wiedergeklungen haben; mag er in demselben sterben, wie unsere Gebete in Gottes Busen sich verlieren! Ich schulde Ihnen Dank. Ich habe köstliche Stunden verlebt, während ich Sie sah, während ich mich den süßesten Träumereien meines Lebens überließ. Beenden Sie dieses zerbrechliche und flüchtige Glück nicht durch irgend einen Spott, wie er jungen Mädchen zu Gebote steht. Begnügen Sie sich damit, mir nicht zu antworten; ich werde mir Ihr Schweigen zu deuten wissen; Sie werden mich nicht wiedersehen. Wenn ich verdammt werden soll, das Glück auf immer zu begreifen und es auf immer zu verlieren; wenn ich gleich einem verstoßenen Engel das Gefühl der himm-

lischen Wonne im Bewußtsein behalte, aber auf ewig einer Welt der Schmerzen übergeben sein soll, nun wohl! so werde ich das Geheimniß meiner Liebe bewahren, gleich wie das meines Elends. Leben Sie wohl! Ja, ich empfehle Sie dem Herrn, welchen ich für Sie anflehen werde, den ich bitten werde, Ihnen ein schönes Leben zu schaffen; denn ich werde Sie nie verlassen, selbst nicht, wenn ich aus Ihrem Herzen verbannt bin. Welchen Werth hätten sonst die heiligen Worte dieses Briefs, der vielleicht mein erstes und mein letztes Gebet ist! Ich würde meine Qualen verdienen, wenn ich je aufhörte, an Sie zu denken, Sie zu lieben, möchte ich nun glücklich oder unglücklich sein!"

2.

„Sie reisen nicht ab! Ich werde also geliebt! ich, das arme unbekannte Wesen. Meine liebe Pauline, Sie kennen nicht die ganze Kraft des Blickes, an welchen ich glaube und den Sie auf mich gerichtet haben, um mir anzukündigen, daß ich schon von Ihnen gewählt sei, die Sie, so jung und schön, Alles zu Ihren Füßen sehen müssen. Um Ihnen mein Glück begreiflich zu machen, würde ich Ihnen mein Leben erzählen müssen. Hätten Sie mich zurückgestoßen, so wäre Alles für mich beendigt gewesen. Ich hätte zu viel gelitten. Ja, meine Liebe, diese wohlthätige und großartige Liebe, war eine letzte Anstrengung, um ein glückliches Leben zu erlangen, nach welchem mein Herz sich sehnt, ein Herz, das bereits durch unnütze Arbeiten gebrochen, das verzehrt ist durch Befürchtungen, welche mich an mir selbst zweifeln lassen, das angenagt wird durch Verzweiflungen, die schon oft nahe daran waren, mich zu einem Selbstmord zu überreden. Nein, Niemand in der Welt kennt den Schrecken, welchen meine unglückliche Einbildungskraft mir selbst erregt. Oft erhebt sich dieselbe in den Himmel und läßt mich dann plötzlich von einer wunderbaren Höhe wieder auf die Erde hinabfallen. Innere Regungen der Kraft, einige seltene und geheime Zeugnisse eines eigenthümlichen Scharfblicks sagen mir bisweilen, daß ich viel vermag. Dann umfasse ich die Welt

mit meinen Gedanken, bilde sie um, durchdringe sie, begreife sie oder glaube sie wenigstens zu begreifen; plötzlich aber erwache ich dann, finde mich allein in dunkler Nacht als ein schwaches und hinfälliges Wesen, vergesse den Lichtglanz, den ich gesehen hatte, fühle mich beraubt von aller Unterstützung und namentlich ohne eine Herz, zu welchem ich meine Zuflucht nehmen könnte. Dieses Unglück meines moralischen Lebens wirkt gleicher Weise auf mein körperliches Dasein ein. Die Natur meines Geistes überliefert mich wehrlos den Freuden des Glücks, gleich wie dem schrecklichen Licht des Nachdenkens. Dann sehe ich mit einer seltenen Schärfe die Hindernisse oder die Erfolge, je nach meinem augenblicklichen Glauben, und fühle mich glücklich oder unglücklich. So hatte ich, als ich Sie sah, das Vorgefühl einer engelgleichen Natur; ich athmete die Luft ein, welche meiner glühenden Brust günstig war, hörte dann in mir jene Stimme, welche nie täuscht, und die mich von einem glücklichen Leben benachrichtigte. Zugleich erschaute ich auch alle Schranken, welche uns trennen, errieth zum ersten Male die Vorurtheile der Welt und begriff sie in dem ganzen Umfange ihrer Kleinlichkeit; aber dennoch erschreckten mich diese Hindernisse noch mehr, als die Aussicht auf mein Glück mich berauschte. Sogleich fühlte ich jene furchtbare Gegenwirkung, durch welche mein nach Ausdehnung strebendes Herz in sich selbst zurückgedrängt wurde. Das Lächeln, welches Sie auf meinen Lippen hervorgerufen hatten, veränderte sich plötzlich in eine bittere Zuckung, und ich suchte kalt zu bleiben, während mein Blut aufwallte, erregt durch tausend widersprechende Gefühle. Kurz, ich erkannte jenes nagende Gefühl, an welches mich dreiundzwanzig Jahre, die so reich an unterdrückten Seufzern, so reich an getäuschten Hoffnungen waren, noch immer nicht gewöhnt haben. Ja, Pauline, der Blick, durch welchen

Sie mir das Glück ankündigten, hat plötzlich mein Leben erwärmt und mein Elend in Glück umgewandelt. Ich möchte jetzt, daß ich noch mehr geduldet hätte. Meine Liebe fand plötzlich ihre ganze Größe. Mein Herz war ein ödes Gefilde, welchem die Wohlthaten der Sonne fehlten, und Ihr Blick hat plötzlich Licht auf dasselbe geworfen. Theure Vorsehung! Sie werden Alles für mich sein, für den armen Verwaisten, der keinen andern Verwandten hat, als seinen Oheim. Sie werden meine ganze Familie sein, so wie Sie bereits mein einziger Reichthum, die ganze Welt für mich sind. Haben Sie mir nicht alles Glück des Menschen durch jenen keuschen, durch jenen mildgebigen, durch jenen schüchternen Blick gespendet? Ja, Sie haben mir einen Glauben gegeben, eine Kühnheit ohne Gleichen. Jetzt vermag ich Alles. Entmuthigt war ich nach Blois zurückgekehrt. Fünfjährige Studien in Paris hatten mich die Welt wie ein Gefängniß erblicken lassen. Ich begriff ganze Wissenschaften und wagte nicht, von denselben zu sprechen. Der Ruhm schien mir ein Charlatanismus, dem sich eine wahrhaft große Seele nicht leihen dürfte. Meine Ideen konnten also nur in den Schutz eines Wesens übergehen, das kühn genug wäre, um auf die Bühne zu treten und mit lauter Stimme zu den Dummen zu sprechen, welche es verachtet. Diese Unerschrockenheit mangelte mir selbst. Ich erlag unter den Urtheilen der Menge und verzweifelte, je von derselben gehört zu werden. Ich stand zu niedrig und auch zu hoch! Ich verschluckte meine Gedanken, wie Andere ihre Demüthigungen verschlucken. Schon war ich dahin gelangt, daß ich die Wissenschaft verachtete, weil ich ihr vorwarf, daß sie das wirkliche Glück nicht vermehre. Seit gestern aber hat sich Alles in mir verändert. Für Sie strebe ich nach den Palmen des Ruhmes und nach allen Triumphen des

Talents! Während ich mein Haupt auf Ihre Kniee lege, will ich die Blicke der Welt auf Sie ziehen, so wie ich alle Ideen, alle Macht in meine Liebe legen will! Der höchste Ruhm ist ein Gut, welches keine Macht schaffen kann. Ja! ich kann, wenn ich will, Ihnen ein Bett von Lorbeeren bereiten. Wenn Ihnen aber die friedlichen Triumphe der Wissenschaft nicht genügen, so führe ich in mir das Schwert und das Wort, so werde ich mich in die Laufbahn der Ehre und der Ehrsucht zu stürzen wissen, in welche sich Andere schleppen! Reden Sie, Pauline, ich werde Alles sein, was Sie verlangen, das ich sein soll. Mein eiserner Wille vermag Alles. Ich werde geliebt! Kann nicht ein Mann, wenn dieser Gedanke ihn stärkt, Alles vor sich niederwerfen? Alles ist dem möglich, welcher Alles will. Seien Sie der Preis des Sieges, und morgen noch trete ich auf den Kampfplatz. Um einen Blick zu erlangen, gleich dem, welchen Sie auf mich geworfen haben, würde ich über den tiefsten der Abgründe springen. Sie haben mir die fabelhaften Unternehmungen der Ritterschaft erklärt und die wunderbarsten Erzählungen der Tausend und eine Nacht. Jetzt glaube ich an die im höchsten Grade phantastischen Übertreibungen der Liebe und an den Erfolg von Allem, was Gefangene unternehmen, um die Freiheit zu erlangen. Sie haben tausend Tugenden erweckt, welche in meinem Geiste schlummerten: die Geduld, die Entsagung, alle Kräfte des Herzens, jegliche Macht des Geistes; ich lebe durch Sie und — köstlicher Gedanke! — für Sie. Nun hat Alles für mich in diesem Leben einen Sinn, selbst die Eitelkeit des Reichthums. Ich möchte alle Perlen Indiens zu Ihren Füßen ausschütten können, ich möchte Sie zwischen den schönsten Blumen oder auf den üppigsten Kissen sitzen sehen, und aller Glanz der Erde scheint mir kaum würdig zu sein, um

Ihnen dargebracht zu werden. Kann aber das Wort des armen Dichters Ihnen Schätze geben, die er nicht besitzt? Ich kann Ihnen nur mein Herz darbieten, in welchem Sie stets herrschen werden, das sind alle meine Güter. Ist das aber nicht ein Schatz, dessen Glück durch ein Lächeln in seinem Ausdruck geändert werden kann, dessen beständige Aufmerksamkeit alle Wünsche Ihrer liebenden Seele zu errathen suchen wird? Hat uns nicht ein himmlischer Blick gesagt, daß wir uns immer würden verstehen können? Ich habe jetzt an jedem Abende ein Gebet an Gott zu richten, ein Gebet, das voll von Ihnen ist: „Gieb, daß meine Pauline glücklich werde!" Werden Ihnen nicht fortan alle meine Tage gehören, wie Ihnen schon mein Herz gehört! Leben Sie wohl! ich empfehle Sie dem Ewigen!"

3.

„Pauline, sagen Sie mir, ob ich Ihnen gestern in irgend einer Hinsicht mißfallen habe? Legen Sie jenen Stolz des Herzens ab, welcher mich insgeheim Qualen erdulden läßt, die mir durch ein geliebtes Wesen verursacht werden. Eine unbestimmte Furcht, Sie beleidigt zu haben, ergießt seit gestern eine Schwermuth über dieses Leben des Herzens, welches Sie mir so süß und so reich gemacht hatten. Der leichte Schleier, welcher zwischen zwei Herzen geworfen wird, gestaltet sich oft zu einer ehernen Mauer. In der Liebe giebt es keine leichten Verbrechen! Wenn Sie das ganze Talent dieses schönen Gefühls besitzen, so sollten Sie auch alle Leiden desselben fühlen. Aber, mein lieber Schatz, der Fehler rührt jedenfalls von mir her, wenn ein Fehler begangen ist. Ich besitze nicht den Stolz, ein weibliches Herz begreifen zu wollen in dem ganzen Umfange seiner Zärtlichkeit, in der ganzen Anmuth seiner Aufopferung; ich werde stets nur den Werth dessen zu errathen suchen, was Sie mir von den Geheimnissen Ihres Herzens offenbaren wollen. Reden Sie, antworten Sie schnell. Die Schwermuth, in welche uns das Gefühl eines Unrechts stürzt, ist recht schrecklich; sie umfaßt das ganze Leben und läßt an Allem zweifeln. Ich habe heute den ganzen Morgen an dem Rande des Hohlweges gesessen, nach den Thürmchen von Villenoix geschaut, aber nicht gewagt,

weiter zu gehen. Wenn Du wüßtest, was ich Alles in meinem Geiste gesehen! Welche traurige Erscheinungen an mir vorübergegangen, während düstere Wolken am Himmel dahinzogen, deren kalter Anblick meine Schwermuth noch vermehrte. Ich hatte unheimliche Vorgefühle. Ich befürchtete, daß ich Sie nicht glücklich machen möchte. Ich muß Ihnen Alles sagen, meine liebe Pauline. Es giebt Augenblicke, in denen es mir scheint, als entferne sich der Geist von mir, welcher mich beseelt. Es ist mir dann, als verließe mich meine Kraft, Alles liegt schwer auf mir, jede Fiber meines Körpers wird unthätig, jeder Sinn spannt sich ab, mein Blick verdüstert sich, meine Zunge erstarrt, die Einbildungskraft erlischt, die Wünsche ersterben und nur der Gestalt nach bin ich noch Mensch. Dann könntest Du mir gegenüber stehen in dem ganzen Glanze Deiner Schönheit, Du könntest das süßeste Lächeln und die zärtlichsten Worte an mich verschwenden, und es würde sich eine böse Macht erheben, welche mich blendete, welche die reizendste Melodie mir in Mißklänge übersetzte. Dann erhebt sich vor mir, so glaube ich wenigstens, irgend ein vernünftelnder Geist, der mich das Nichts der gewissesten Reichthümer sehen läßt. Dieser unerbittliche Dämon schlägt alle Blüthen ab, verspottet die süßesten Gefühle, entweiht das schönste Werk, indem er mir die Ursache zeigt und enthüllt mir den Mechanismus der Dinge, indem er mir die harmonievollen Erfolge verbirgt. In solchen schrecklichen Augenblicken, in denen sich der böse Engel meines Wesens bemächtigt, in denen sich das göttliche Licht in meinem Geiste verdunkelt, ohne daß ich die Ursache davon weiß, bleibe ich traurig und dulde; ich möchte taub und stumm sein, ich wünsche den Tod und erblicke in ihm eine Ruhe. Diese Stunden des Zweifels und der Unruhe sind vielleicht nothwendig, sie bewähren mir wenigstens, daß man

nicht stolz sein muß nach den Augenblicken der Begeisterung, welche mich in den Himmel erhoben haben, wo ich Gedanken mit vollen Händen einernte; allemal, nachdem ich lange die endlosen Gefilde des Wissens durchstreift habe, nach jenen Augenblicken des lichtvollen Denkens sinke ich müde und matt in jene Finsterniß zurück. In einem solchen Augenblicke, mein Engel, könnte eine Frau an meiner Zärtlichkeit zweifeln. Oft wird sie in ihrer Laune die schmeichelnden Schätze einer geistvollen Zärtlichkeit verlangen und ich habe dann nicht einen Blick, um sie zu trösten! Ich muß Ihnen, Pauline, zu meiner Schande bekennen, daß ich dann mit Ihnen weinen könnte, nichts aber mir ein Lächeln entlocken würde. Und dennoch findet ein Weib in seiner Liebe die Kraft, seine Schmerzen zu verschweigen! Es versteht es, seinem Kinde, so wie seinem Geliebten zuzulächeln, obgleich es duldet. Könnte ich dann nicht gegen Sie die Rolle nachahmen, welche ein Weib in seinem erhabenen Zartgefühl übernimmt? Seit gestern zweifle ich an mir selbst. Wenn ich Ihnen einmal habe mißfallen können, wenn ich Sie nicht begriffen habe, so befürchte ich, oft auf solche Weise durch meinen bösen Dämon aus unserer guten Sphäre herausgerissen zu werden. Wenn ich nun oft solche schreckliche Augenblicke hätte, wenn meine grenzenlose Liebe die bösen Stunden meines Lebens nicht wieder gut zu machen wüßte, wenn ich bestimmt wäre, so zu bleiben, wie ich bin! Unglückliche Frage! Die Macht ist ein recht unglückliches Geschenk, wenn anders das, was ich in mir fühle, Macht ist. Pauline, entfernen Sie sich von mir, verlassen Sie mich, ich will mich lieber allen Leiden des Lebens unterwerfen, als den Schmerz haben, Sie durch mich unglücklich zu wissen. Vielleicht hat aber der Dämon nur darum so viel Macht über mich gewonnen, weil mir noch nie ein Weib

zur Seite stand, welches ihn mit seinen sanften und weißen Händen zu verbannen vermocht hätte? Noch nie hat ein Weib den Balsam seines Trostes in mein Herz ausgegossen, und vielleicht möchten sich neue Kräfte in mir entwickeln, wenn sich in solchen Augenblicken der Erschlaffung die Schwingen der Liebe über meinem Haupte entfalteten. Vielleicht ist diese grausame Schwermuth eine Frucht meiner Einsamkeit, eins von den Leiden der verlassenen Seele, welche seufzt und ihre unbekannten Schätze durch unbekannte Schmerzen bezahlt. Für leichte Freuden sind leichte Leiden da, für ein endloses Glück unerhörte Qualen. Was für ein herber Ausspruch! Wäre er wahr, so müßten wir um unserer selbst willen zittern, die wir so glücklich sind! In welchen Abgrund werden wir versinken, wenn uns die Natur die Dinge nach ihrem Werth verkauft! Ha! die Liebenden, welche am reichsten belohnt werden, sind die, welche inmitten der Schätze ihrer Jugend und ihrer Liebe mit einander sterben! Welche Wehmuth! Ahnet mein Geist eine böse Zukunft? Ich prüfe mich. Ich frage mich, ob es irgend etwas in mir giebt, was Ihnen den leichtesten Kummer bereiten müßte. Ich liebe Sie vielleicht selbstsüchtig? Ich werde vielleicht die Liebe zu einer schwereren Bürde für Ihr geliebtes Haupt machen, als meine Zärtlichkeit Ihrem Herzen süß ist. Wenn es in mir irgend eine unerbittliche Macht giebt, der ich gehorche, wenn ich fluchen muß, wenn Du die Hände zum Gebet faltest, wenn irgend ein trauriger Gedanke mich beherrscht, während ich mich Dir zu Füßen setzen möchte, um wie ein Kind mit Dir zu spielen . . . würden Sie dann nicht auf dieses bedürfnißreiche und launenhafte Talent eifersüchtig sein? Begreifen Sie wohl, mein Herz, daß ich fürchte, Ihnen nicht ganz anzugehören, daß ich gern auf jeden Scepter, auf jede Palme der Welt verzichten

würde, um aus Ihnen meinen ewigen Gedanken zu machen, um in unserer köstlichen Liebe ein schönes Leben und ein schönes Gedicht zu erblicken, um auf dieselbe mein ganzes Herz, alle meine Kräfte zu verwenden und dagegen von ihr zu jeder Stunde die Freuden zu verlangen, welche sie uns schuldet? Aber sehen Sie, die Erinnerungen meiner Liebe kommen in Menge zurück, die Wolken meiner Trauer zerstreuen sich. Leben Sie wohl! Ich verlasse Sie, um Ihnen desto mehr anzugehören. Mein geliebtes Herz, ich erwarte ein Wort, ein Sylbe nur, welche mir den Frieden des Herzens wiedergäbe. Lassen Sie mich wissen, ob ich meine Pauline betrübt habe, oder ob ich durch einen zweifelhaften Ausdruck Ihres Antlitzes getäuscht bin. Ich möchte mir nicht vorwerfen, selbst nicht nach einem glücklichen Leben, daß ich ohne ein Lächeln der Liebe, ohne ein süßes Wort Ihnen entgegengekommen sei. Das Mädchen zu betrüben, welches man liebt, das betrachte ich wie ein Verbrechen. Sagen Sie mir die Wahrheit, ich verlange keine edelmüthige Liebe, allein entfernen Sie jede Grausamkeit aus Ihrer Verzeihung."

Bruchstück.

„Ist eine so vollkommene Anhänglichkeit ein Glück? Ja! Mit langen Jahren des Kummers könnte man eine Stunde der Liebe nicht bezahlen. Gestern ging Deine anscheinende Wehmuth mit der Schnelligkeit eines hingeworfenen Schattens in Dein Herz über. Warst Du traurig oder duldetest Du? Ich duldete. Woher kam dieser Kummer? Schreib mir rasch. Warum habe ich ihn nicht errathen? Wir sind also noch nicht vollkommen verbunden durch den Gedanken? Tausend Meilen von Dir sollte ich Deine Leiden und Deine Schmerzen fühlen. Ich werde so lange nicht glauben, daß ich Dich liebe, wie mein Leben noch nicht hinreichend mit dem Deinigen verbunden ist, so daß wir dasselbe Leben, dasselbe Herz, dieselben Gedanken haben. Ich muß da sein, wo Du bist, muß sehen, was Du siehst, fühlen, was Du fühlst, und Dir durch den Gedanken nachfolgen. War ich es nicht schon, der es zuerst wußte, daß Dein Wagen umgeworfen und Du verletzt seiest? Hatte ich Dich nicht an jenem Tage verlassen? Ich sah Dich. Als mich mein Oheim fragte, warum ich erbleichte, sagte ich zu ihm: „Fräulein von Villenoix ist gestürzt!“ Warum habe ich nicht gestern in Deiner Seele gelesen? Wolltest Du mir den Grund dieses Kummers verbergen? Indeß glaubte ich zu errathen, daß Du zu meinen Gunsten einige unglückliche Anstrengungen bei dem furchtbaren Herrn

Salomon gemacht habest, welcher mich mit Schrecken erfüllt. Dieser Mann gehört nicht für unsern Himmel. Warum willst Du, daß unser Glück, welches in keiner Hinsicht dem anderer Menschen gleicht, sich nach den Gesetzen der Welt richte? Allein ich liebe zu sehr Deine Scham, Deine Religion, Deinen Aberglauben, als daß ich nicht Deinen geringsten Launen gehorchen sollte. Was Du thust, muß gut sein; nichts ist reiner, als Deine Gedanken, gleich wie nichts schöner ist, als Dein Antlitz, auf welchem sich Deine göttliche Seele spiegelt. Ich werde Deinen Brief erwarten, bevor ich mich auf den Weg mache, um den süßen Augenblick zu genießen, welchen Du mir bewilligst. Ach, wenn Du wüßtest, wie der Anblick der Thürmchen von Villenoix mein Herz lauter schlagen läßt, besonders wenn ich sie erleuchtet sehe von dem Scheine des Mondes, unseres Freundes und einzigen Vertrauten!"

4.

„So leb' denn wohl, Ruhe; leb' wohl, Zukunft; leb' wohl, Du Leben, welches ich mir träumte! Jetzt, meine Geliebte, ist es mein Ruhm, Dir zu gehören, Deiner würdig zu sein; meine ganze Zukunft liegt in der Hoffnung, daß ich Dich sehen werde, und mein Leben, besteht es nicht darin, daß ich mich Dir zu Füßen lege, daß ich unter Deinen Blicken weile, daß ich die Luft des Himmels athme, welchen Du mir geschaffen hast? Alle meine Kräfte, alle meine Gedanken müssen Dir angehören, Dir, die Du mir die berauschenden Worte gesagt hast: „Ich will Deine Leiden! Hieße es nicht der Liebe die Freuden entziehen, dem Glück seine Augenblicke, Deiner göttlichen Seele ihre Gefühle, wenn ich noch Stunden an die Wissenschaften, Gedanken an die Welt, Poesien an die Dichter verschwenden wollte? Nein, mein geliebtes Leben, ich will Alles für Dich aufbewahren, ich will alle Blüthen meines Herzens Dir überbringen. Giebt es einen Schatz der Erde und der Wissenschaft, welcher schön genug und glänzend genug wäre, um ein Herz zu feiern, das so reich und so rein ist, wie das Deinige, mit welchem ich bisweilen das meinige zu verbinden wage? Ja, bisweilen, denn ich bin stolz genug, zu glauben, daß ich eben so sehr zu lieben verstehe, wie Du liebst! Aber nein, Du bist ein Engel in Mädchengestalt, und stets wird mehr Reiz in dem Ausdrucke Deiner

Gefühle, mehr Wohlduft in Deinem Athem, mehr Harmonie in Deiner Stimme, mehr Anmuth in Deinem Lächeln, mehr Reinheit in Deinen Blicken liegen, als in den meinigen! Ja, laß mich glauben, daß Du eine Schöpfung aus einer Sphäre bist, welche sich über der meinigen erhebt. Du wirst den Stolz haben, aus derselben hernieder gestiegen zu sein, so wie ich dann stolz sein darf, Dich verdient zu haben. Und Du wirst vielleicht nicht gefallen sein, wenn Du zu mir, dem Armen und Unglücklichen, herabsteigst! Ja, wenn das schönste Asyl eines Weibes das Herz ist, welches ganz ihr gehört, so hast Du ein solches gefunden. Kein Gedanke, keine Handlung soll je dieses Herz entweihen, es soll ein reiches Heiligthum bleiben, so lange Du in demselben wohnen willst; wirst Du aber nicht fortwährend in demselben wohnen? Hast Du mir nicht die köstlichen Worte gesagt: „Jetzt und immer!“ Ich habe unter Dein Bild diese Worte geschrieben, welche Deiner würdig sind, so wie sie Gottes würdig sind. Auch er ist jetzt und immer, gleich wie meine Liebe sein wird! Nein, ich werde nimmer das erschöpfen, was unendlich, unbeschränkt, grenzenlos ist; so aber ist das Gefühl, welches ich gegen Dich in mir fühle. Ich habe dessen unermeßlichen Umfang errathen, so wie wir den Raum errathen, indem wir einen Theil desselben messen. Daher habe ich unaussprechliche Freuden genossen, ganze Stunden eines köstlichen Nachdenkens, während welcher ich mir eine einzige Deiner Bewegungen oder den Ausdruck einer Redensart in das Gedächtniß zurückrief. Es wird also Erinnerungen geben, unter deren Gewicht man erliegen muß, wenn schon die Erinnerung an eine einzige süße und trauliche Stunde mich vor Freude weinen läßt, mich rührt, mein Herz durchdringt und zu einer unversieglichen Quelle des Glücks wird. Die Liebe ist das Leben der Engel! Es

scheint mir, als würde ich nimmer die Wonne erschöpfen, welche ich bei Deinem Anblicke fühle. Diese Wonne, die bescheidenste von allen, für welche jedoch stets die Zeit zu flüchtig ist, hat mich die ewigen Beschauungen begreifen lassen, in welchen die Seraphim und die Geister vor Gott bleiben; nichts ist natürlicher, wenn aus seinem Wesen ein Licht hervorgeht, welches eben so fruchtbar an neuen Gefühlen ist, wie das Deiner Augen, Deiner hehren Stirn, Deiner schönen Züge, welche ein himmlisches Bild Deiner Seele sind, dieses andern Ichs, deren reine und unvergängliche Form auch unsere Liebe unsterblich macht. Ich möchte, daß die Sprache noch ganz andere Worte hätte, damit ich Dir die wachsenden Wonnen meiner Liebe ausdrücken könnte. Und doch haben wir noch andere Worte, die nur uns gehören; unsere Blicke sind ja lebendige Worte, allein leider ist es nöthig, daß wir uns sehen, um mit den Augen jene lebhaften Fragen und Antworten verstehen zu können. Aus der Ferne, aus der Finsterniß der Abwesenheit muß ich gezwungen menschliche Worte an Dich richten, um göttliche Gefühle auszudrücken. Die Worte deuten wenigstens die Furchen an, welche Sie in meinem Herzen zurücklassen, gleich wie der Name Gott unvollkommen den Inbegriff der Ideen giebt, welche wir von diesem geheimnißvollen Prinzip haben. So habe ich ungeachtet meiner Bekanntschaft mit der Sprache unter ihren endlosen Ausdrücken nie einen gefunden, welcher mir die köstliche Fessel zu schildern vermocht hätte, durch welche mein Leben mit dem Deinigen verschmolzen wird, wenn ich an Dich denke. Mit welchem Worte soll ich ferner schließen, wenn ich aufhöre, an Dich zu schreiben, ohne deßhalb Dich zu verlassen? Was bedeutet Lebewohl, wenn nicht einen Tod. Wäre aber der Tod ein Lebewohl? Dann würde sich meine Seele nie inniger mit der Deinigen verschmel-

zen. O Du, mein ewiger Gedanke! ehedem bot ich Dir auf den Knieen mein Herz und mein Leben; welche neue Blüthen des Gefühls soll ich aber jetzt in meinem Herzen finden, nachdem ich Dir alle gegeben habe? Hieße das nicht, Dir ein Theilchen von dem Vermögen senden, welches Du besitzest? Bist Du nicht meine Zukunft? Wie sehr bedauere ich die Vergangenheit! Jene Jahre, die uns nicht mehr gehören, möchte ich Dir alle schenken, und Dich über dieselben herrschen lassen, wie Du über mein Leben herrschest. Als was kann mir die Zeit meines Daseins erscheinen, während welcher ich Dich nicht kannte? Ich würde sie als das Nichts betrachten, wenn ich nicht so unglücklich gewesen wäre."

Bruchstück.

„Geliebter Engel, welch' ein süßer Abend war der gestrige! Welche Reichthümer liegen in Deinem lieben Herzen! Deine Liebe ist also unerschöpflich, wie die meinige? Jedes Wort gewährte mir neue Freuden, und jeder Blick vergrößerte den Umfang derselben. Der ruhige Ausdruck Deiner Züge verlieh unsern Gedanken einen Horizont ohne Grenzen! Ja, Alles erschien mir unendlich, wie der Himmel, und sanft, wie sein Azur. Die Zartheit Deiner angebeteten Züge wiederholte sich durch einen mir unbekannten Zauber in Deinen anmuthigen Bewegungen, in Deinem unbedeutendsten Thun. Ich wußte schon, daß Du ganz Anmuth und ganz Liebe seiest, allein ich wußte nicht, in welchem Grade Du anmuthig wärest. Alles vereinigte sich, mir jene wollüstigen Bitten einzuflößen, mich jene erste Gnade erflehen zu lassen, welche ein Mädchen ohne Zweifel stets verweigert, um sich dieselbe rauben zu lassen. Aber nein, Du, theure Seele meines Herzens, Du wirst nie vor der Zeit erfahren, was Du meiner Liebe gewähren kannst, und Du wirst Dich übergeben, vielleicht ohne es zu wollen! Du bist wahr und gehorchst nur Deinem Herzen. Wie verband sich die Sanftheit Deiner Stimme mit den zarten Harmonien der reinen Luft und des heitern Himmels! Nicht ein Vogel ließ sich hören, nicht ein Lüftchen ging: wir waren allein in der Einsamkeit! Die unbeweglichen

Blätter zitterten nicht einmal in jenen bewunderungswürdigen Farben der Abendsonne, welche Schatten und Licht zu gleicher Zeit sind. Du hast jene himmlischen Poesien gefühlt, Du, die Du so viele verschiedene Gefühle vereintest und so oft Deine Augen nach dem Himmel wandtest, um mir nicht zu antworten! Du warest stolz und heiter, demüthig und herrschsüchtig, gabst Dich im Herzen und im Gedanken ganz hin, und entzogst Dich doch der schüchternsten Liebkosung! Köstliche Koketterien des Herzens! Noch ertönen sie in meinen Ohren, noch vernehme ich sie, jene wonnigen Worte, die halb gestammelt werden, gleich denen der Kinder, und weder Versprechungen noch Geständnisse waren, aber doch der Liebe ihre schönen Hoffnungeu ließen, ohne Befürchtungen und Qualen zu erregen! Welche keusche Erinnerung werden sie für unser ganzes Leben bilden! Wie entfalteten sich alle Blüthen, die im Innersten des Herzens erstehen und durch ein Nichts geknickt werden können, die aber gestern durch Alles belebt und befruchtet wurden! Das wird stets so sein, nicht wahr, meine Geliebte? Als ich mich heute Morgen an die lebendige und frische Wonne erinnerte, deren Quelle jener Augenblick war, da fühlte ich in meinem Herzen ein Glück, welches mich die wahre Liebe ergreifen ließ, gleich einem Ocean ewiger und stets neuer Gefühle, in den man sich mit fortwährend wachsender Wonne stürzt. Jeder Tag, jedes Wort, jede Liebkosung, jeder Blick muß den Zoll seiner entschwundenen Freude an jenen Ocean abtragen. Ja, die Herzen, welche groß genug sind, um nichts zu vergessen, müssen eben so viel Nahrung durch jedes vergangene Schlagen des Herzens, durch jedes entschwundene Glück fühlen, wie durch alle jene Glückseligkeiten, welche uns die Zukunft verheißt. So träumte ich mir vordem, und nun ist es kein Traum mehr! Habe ich nicht auf dieser

Welt den Engel angetroffen, welcher mich alle Freuden derselben kennen lernen ließ, um mich vielleicht dafür zu belohnen, daß ich alle Schmerzen derselben erduldet hatte! Engel des Himmels, ich begrüße Dich mit einem Kuß.

Ich sende Dir diesen Hymnus, welcher meinem Herzen entsprungen ist, ich schuldete ihn Dir; allein unmöglich wird er Dir meinen Dank und die Morgengebete zu schildern vermögen, welche mein Herz mit jedem neuen Tage an die richtet, welche mir das ganze Evangelium ihres Herzens mit dem einen göttlichen Worte zurief: „Glaube!"

5.

„Wie, geliebtes Herz, es giebt nun keine Hindernisse mehr für uns! Es steht uns frei, einander anzugehören an jedem Tage, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick, immer. Wir können nun während ganzer Tage unseres Lebens so glücklich bleiben, wie wir es jetzt nur verstohlener Weise in seltenen Augenblicken sind! Wie! unsere so reinen, so tiefen Gefühle werden die wonnigen Formen der tausend Liebkosungen gewinnen, welche ich geträumt habe! Dein kleiner Fuß wird sich für mich enthüllen! Du wirst ganz mir angehören! Dieses Glück tödtet mich, es überwältigt mich. Mein Kopf ist zu schwach, er zerspringt durch die Heftigkeit meiner Gedanken. Ich weine und ich lache; ich schwärme. Jede Freude erscheint mir wie ein glühender Pfeil, der mich durchbohrt und verbrennt! Meine Einbildungskraft führt Dich meinen entzückten und geblendeten Augen in den zahllosen und launenhaften Gestalten vor, welche die Wollust annimmt, kurz, unser ganzes Leben liegt vor mir mit seinen glühenden Strömen, seiner Ruhe, seinen Freuden; es siedet auf, es breitet sich aus, es schläft ein; dann erwacht es wieder jung und frisch. Ich sehe uns Beide mit einander vereint, wie wir denselben Weg gehen, für denselben Gedanken leben, wie wir stets gegenseitig uns in unsere Herzen schließen, uns begreifen und hören, gleich wie das Echo die Töne aus weiten

Fernen empfängt und zurückgiebt. Kann man lange leben, wenn man solchergestalt in jeder Stunde sein Leben verzehrt? Werden wir nicht bei der ersten Umarmung sterben? Und was wird nicht erst noch kommen, wenn unsere beiden Seelen bereits bei jenem süßen Abendkusse mit einander verschmolzen, der uns alle unsere Kräfte raubte, bei jenem flüchtigen Kuß, dem höchsten Ziele aller meiner Wünsche, dem ohnmächtigen Dolmetscher so vieler Gebete, in welche sich mein Geist während der Stunde unserer Trennung ergoß, und die im Innersten meines Herzens gleich Gewissensbissen verhehlt wurden! Ich, der ich zurückkehrte, um mich hinter der Hecke zu verbergen und das Geräusch Deiner Schritte zu hören, wenn Du nach dem Schlosse zurückkehrtest, ich kann Dich nun nach meinem Gefallen bewundern, während Du lachst, spielst, plauderst, gehst oder kommst! Freude ohne Ende! Du weißt gar nicht, welche Wonne ich fühle, wenn ich Dich gehen und kommen sehe. Man muß ein Mann sein, um jene tiefen Gefühle empfinden zu können. Jede Deiner Bewegungen gewährt mir mehr Freude, als eine Mutter empfinden kann, wenn sie ihr Kind spielend oder eingeschlafen erblickt. Ich liebe Dich mit allen Arten der Liebe zu gleicher Zeit. Die Anmuth Deiner geringsten Bewegung bleibt mir stets neu. Es scheint mir, als könnte ich ganze Nächte zubringen, während ich Deinem Athem lauschte, ich möchte alle Handlungen Deines Lebens durchdringen, möchte der Stoff aller Deiner Gedanken, möchte Dein eigenes Ich sein. Ich werde Dich also nicht mehr verlassen! Kein menschliches Gefühl wird fortan unsere Liebe stören, die unendlich in ihren Umwandlungen und rein sein wird, wie Alles, was einig ist; unsere Liebe wird endlos sein, wie das Meer, unbegrenzt wie der Himmel. Du gehörst mir, ganz mir! Ich darf nun in Deine Augen blicken, um die geliebte Seele zu

errathen, die sich in ihnen bald verbirgt, bald enthüllt, um alle Deine Wünsche zu errathen! Meine Geliebte, vernimm gewisse Dinge, welche ich Dir bis jetzt noch nicht zu sagen wagte, die ich Dir nun aber gestehen kann. Ich fühlte in mir eine gewisse Scham des Herzens, welche sich dem vollständigen Ausdrucke meiner Gefühle widersetzte, weßhalb ich dieselben in die Form des Gedankens zu kleiden suchte. Jetzt aber möchte ich mein Herz nackt darlegen, möchte Dir die ganze Inbrunst meiner Träume sagen, Dir die heiße Ehrfurcht meiner überreizten Sinne enthüllen, welche stets durch das Harren auf das Glück entflammt sind! Ist es aber möglich, mit Worten auszusprechen, wie sehr ich aufgeregt werde durch jenes unbekannte Glück, welches der Besitz eines geliebten Weibes gewährt, und dem zwei durch die Liebe eng vereinte Seelen eine überaus große Kraft des Zusammenhanges leihen müssen. Wisse es, meine Pauline, ich war ganze Stunden versunken in eine Erstarrung, welche durch die Heftigkeit meiner leidenschaftlichen Wünsche veranlaßt wurde, während ich in das Gefühl einer Liebkosung, wie in einen bodenlosen Abgrund mich verlor. In solchen Augenblicken verschmelzen sich meine Kräfte, meine Gedanken, mein ganzes Leben, und vereinigen sich in das, was man einen Wunsch nennt, da es an den richtigen Worten fehlt, um einen namenlosen Wahnsinn auszudrücken! Jetzt kann ich Dir gestehen, daß ich an jenem Tage, an welchem ich die Hand zurückwies, die Du mir auf eine so entzückende Weise reichtest, daß ich an dem Tage jener traurigen Weisheit, welche Dich an meiner Liebe verzweifeln ließ, eben von einem jener Augenblicke ergriffen war, in denen man einen Mord begehen könnte, um dadurch ein Mädchen zu erlangen. Ja, hätte ich den köstlichen Druck der Hand, den Du mir anbotest, eben so lebhaft gefühlt, wie Deine

Stimme in meinem Herzen wiederhallte, so weiß ich nicht, wozu mich die Heftigkeit meiner Wünsche veranlaßt haben würde. Allein ich kann schweigen und Vieles dulden! Wozu soll ich von jenen Schmerzen sprechen, während meine Betrachtungen ihrer Verwirklichung entgegen gehen? Es wird mir also jetzt erlaubt sein, aus unserem Leben eine einzige Liebkosung zu machen! Theure Geliebte, das Licht bringt bisweilen Wirkungen auf Deinen schwarzen Haaren hervor, welche mich veranlassen könnten, mit Thränen in den Augen lange Stunden Deine geliebte Person zu betrachten, wenn Du Dich nicht umwandtest, um zu mir zu sagen: „Höre auf, Du beschämst mich!" Morgen wird unsere Liebe also bekannt werden! Ach! Pauline! die Blicke Anderer ertragen zu müssen, der Neugierde der Welt bloßgestellt zu sein, das beengt mir das Herz. Laß uns nach Villenoix gehen uud dort fern von der Welt bleiben. Ich möchte, daß kein Wesen mit menschlichem Antlitz in das Allerheiligste trete, in welchem Du mir angehören wirst. Ich möchte selbst, daß es nach uns nicht mehr fortdauere, daß es vernichtet würde. Ja, ich möchte der ganzen Natur ein Glück entziehen, welches wir allein begreifen und fühlen können, das so gewaltig ist, daß ich mich in dasselbe stürze, um darin zu sterben: es ist ein Abgrund. Erschrick nicht über die Thränen, welche auf diesen Brief geflossen sind, es sind Thränen der Freude. Mein einziges Glück, wir werden uns also nicht wieder verlassen!"

Im Jahre 1823 fuhr ich mit der Post von Paris nach der Touraine. Zu Mer nahm der Schirrmeister noch einen Reisenden auf, welcher nach Blois fahren wollte. Als er ihn in den Theil des Wagens steigen ließ, in welchem ich saß, sagte er scherzend zu ihm: „Sie werden Raum genug haben, Herr Lefebvre!" In der That war ich allein. Als ich jenen Namen hörte und einen Greis mit weißen Haaren sah, der mir wenigstens achtzigjährig zu sein schien, dachte ich natürlich an Lamberts Oheim. Nach einigen Fragen fand ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Der gute Mann hatte seine Weinlese in Mer gehalten und kehrte nach Blois zurück. Ich fragte ihn sogleich, was mein alter **faisant** mache. Der alte Prediger-Mönch, welcher ohnedieß schon so ernst und finster war, wie ein Soldat, der viel erduldet hat, wurde bei meiner Frage vollends schwermüthig und düster; die Runzeln seiner Stirn zogen sich leicht zusammen, er biß seine Lippen zusammen, richtete einen zweideutigen Blick auf mich und fragte: „Haben Sie ihn nicht wieder gesehen, seit Sie das Collegium verließen?"

„Nein, gewiß nicht," antwortete ich. „Wenn wir aber einander vergessen haben, so trägt dabei der eine so viel Schuld, wie der andere. Sie wissen, daß junge Männer, wenn sie die Schulbänke verlassen haben, ein so abenteuerliches und von Lei-

denschaften erregtes Leben führen, daß sie sich wieder finden müssen, um zu erfahren, ob sie einander noch lieben. Bisweilen kehrt indeß eine Erinnerung an die Jugend zurück, und es ist unmöglich, sich gänzlich zu vergessen, besonders wenn man so treu befreundet gewesen ist, wie Lambert und ich. Man nannte uns den Dichter und Pythagoras!"

Ich nannte ihm meinen Namen; als er aber denselben hörte, da verdüsterten sich seine Züge noch mehr.

„Sie kennen also sein Schicksal nicht," versetzte er. „Mein armer Neffe sollte die reichste Erbin von Blois heirathen, allein am Tage vor der ehelichen Verbindung wurde er wahnsinnig."

„Lambert, wahnsinnig!" rief ich aus und wußte mich vor Staunen nicht zu fassen. „Wie ist das gekommen? er hatte das reichste Gedächtniß, den stärksten Kopf und das feinste Urtheil, das ich je angetroffen habe! Er war ein schönes Talent, vielleicht etwas zu sehr eingenommen für den Mysticismns, aber das beste Herz von der Welt! Es muß ihm also etwas ganz Außerordentliches widerfahren sein."

„Ich sehe, daß Sie ihn kennen!" sagte der gute Mann zu mir.

Auf dem Wege von Mer bis Blois sprachen wir nun von meinem armen Schulgenossen, indem ich lange Abschweifungen machte, durch welche ich mich von den Einzelnheiten in Kenntniß setzte, die ich bereits mitgetheilt habe, um die Thatsachen in einer Ordnung darzustellen, durch welche sie interessant würden. Ich theilte seinem Oheim das Geheimniß unserer Studien mit und die Art der Beschäftigung seines Neffen; der Greis erzählte mir dagegen die Ereignisse, welche sich in Lamberts Leben seit unserer Trennung begeben hatten. Nach der Meinung des Herrn Lefebvre hatte Lambert schon vor seiner Verheirathung

einige Spuren von Narrheit gezeigt. Da er jedoch diese Symptome mit allen denen gemeinschaftlich hatte, welche leidenschaftlich lieben, so erschienen sie mir weniger charakteristisch, als ich die Heftigkeit seiner Liebe und Fräulein von Villenoix kennen lernte. In der Provinz, wo die Begriffe äußerst dürftig sind, konnte wohl ein Mann, der voll von neuen Ideen und durch ein System beherrscht war, wie Louis, wenigstens für ein Original gelten. Seine Sprache mußte um so mehr überraschen, da er selten sprach. Er sagte: „Dieser Mann ist nicht aus meinem Himmel,“ wenn Andere gesagt haben würden: „Wir werden kein Pfund Salz mit einander essen.“ Jeder Mann von Talent hat seine eigenthümliche Ausdrucksweise. Je weiter das Genie ist, desto hervorstechender sind die Wunderlichkeiten, durch welche die verschiedenen Grade der Originalität gebildet werden. In der Provinz hält man ein Original für einen halben Narren. Die ersten Worte des Herrn Lefebvre ließen mich daher an der Narrheit zweifeln. Ich hörte dem Greise zu, aber prüfte dabei seine Erzählung. Die ernsthafteste Thatsache hatte sich einige Tage vor der Verheirathung der beiden Liebenden zugetragen. Louis hatte einige deutlich charakterisirte Anfälle von Schlagfluß gehabt. Er hatte neunundfunfzig Stunden unbeweglich mit starren Blicken da gesessen, ohne zu essen oder zu sprechen; es war das ein rein nervöser Zustand, in welchen einige Personen verfallen, welche die Beute einer heftigen Leidenschaft sind, eine seltene Erscheinung, deren Wirkungen die Ärzte aber vollkommen kennen. Wenn etwas Außerordentliches dabei war, so war es nur das, daß Louis nicht schon von mehreren Anfällen dieser Krankheit überfallen war, zu welchen ihn die Gewohnheit zu schwärmen und die Natur seiner Ideen prädisponirte. Seine äußere und innere Constitution war jedoch so voll-

kommen, daß er dadurch ohne Zweifel bisher widerstanden hatte, ungeachtet des Mißbrauchs seiner Kräfte. Die Überreizung, zu welcher ihn die Erwartung des größten menschlichen Glücks führen mußte, vermehrt noch bei ihm durch die Keuschheit seines Lebens und durch die Kraft des Geistes, hatte wohl jene Krisis herbeiführen können, deren Resultate so schwierig zu beurtheilen sind. Die Briefe, welche der Zufall aufgehoben hat, deuten indeß hinreichend auf seinen Übergang von dem bisherigen Idealismus zu dem höchst gesteigerten Sensualismus.

Ehedem hatten wir jene menschliche Erscheinung mit einander besprochen, in welcher Lambert die zufällige Trennung unserer beiden Naturen als etwas Wunderbares betrachtete, und die Symptome einer vollständigen Abwesenheit des innern Wesens, welches unter der Herrschaft einer unbeobachteten Ursache seine ungekannten Fähigkeiten ausübt. Diese Krankheit, ein eben so tiefes Versinken, wie der Schlaf, knüpfte sich an das System von Beweisen, welche Lambert in seiner Abhandlung über den Willen gegeben hatte. Als Herr Lefebvre von Louis's erstem Anfalle erzählte, erinnerte ich mich plötzlich an eine Unterhaltung, welche wir nach der Lesung eines medicinischen Buches über diesen Gegenstand mit einander gehabt hatten.

„Ein tiefes Nachdenken, eine schöne Begeisterung sind vielleicht unvollkommene Schlagflüsse," schloß er seine Bemerkungen damals.

An dem Tage, an welchem er diesen Gedanken in so kurze Worte faßte, hatte er den Versuch gemacht, die geistigen Erscheinungen durch eine Kette von Wirkungen mit einander zu verbinden; er folgte dabei Schritt für Schritt allen Handlungen des Verstandes, begann mit den einfachsten Regungen des rein thierischen Instinkts, welcher für so viele Wesen genügt, beson-

ders aber für gewisse Menschen, deren Kräfte endlich auf eine rein mechanische Arbeit beschränkt werden; dann ging er zu der Zusammenstellung der Gedanken über und gelangte so zu der Vergleichung, zu dem Nachdenken, zu der Überlegung, endlich zu der Schwärmerei und zu dem Schlagfluß. Lambert glaubte in seiner jugendlichen Unschuld den Plan zu einem schönen Buche entworfen zu haben, indem er auf solche Weise eine Stufenleiter der verschiedenen Grade der innern Fähigkeiten des Menschen aufstellte. Ich erinnere mich, daß wir durch irgend eine jener Schicksalsfügungen, welche an die Vorherbestimmung glauben lassen, jenen großen Martyrologen widerlegten, der in seinem Werke die wunderlichsten Thatsachen über die vollkommene Aufhörung des körperlichen Lebens beigebracht hat, zu welcher der Mensch in den Paroxysmen seiner innern Fähigkeiten gelangen kann. Lambert dachte damals über die Wirkungen des Fanatismus nach und wurde zu der Annahme vermocht, daß die Sammlungen von Ideen, welchen wir den Namen Gefühl geben, wohl die materielle Offenbarung irgend eines Fluidums sein könnten, welches die Menschen mehr oder minder reichlich hervorbringen, je nach der Art und Weise, wie ihre Organe die zeugenden Substanzen desselben in der Mitte, in welcher sie leben, verschlucken. Wir wurden leidenschaftlich für den Schlagfluß eingenommen, und mit dem Feuer, mit welchem Kinder alle Unternehmungen ergreifen, versuchten wir den Schmerz zu ertragen, indem wir an etwas ganz Anderes dachten. Wir ermüdeten uns in einem hohen Grade, um einige Erfahrungen zu machen, welche denen ziemlich ähnlich wären, die man den Verzückten des vorigen Jahrhunderts dankt, einen religiösen Fanatismus, welcher dereinst der menschlichen Wissenschaft dienen wird. Ich trat auf Lamberts Bauch und blieb mehre Minuten auf

demselben stehen, ohne ihm den geringsten Schmerz zu verursachen. Ungeachtet jener närrischen Versuche hatten wir jedoch nicht den geringsten Anfall von einem Schlagfluß. Diese Abschweifung schien mir nothwendig, um meine ersten Zweifel zu erklären, welche jedoch von Herrn Lefebvre vollkommen widerlegt wurden.

„Als der Anfall meines Neffen vorüber war," fuhr er in seiner Erzählung fort, „verfiel er in einen außerordentlichen Schrecken, in eine Schwermuth, welche durch nichts zerstreut werden konnte. Er hielt sich für impotent. Ich beobachtete ihn mit der Aufmerksamkeit, mit welcher eine Mutter ihr Kind beobachten mag, und überraschte ihn glücklicher Weise in dem Augenblicke, in welchem er an sich selbst die Operation vollziehen wollte, welcher Origenes sein Talent zu verdanken glaubte. Nun brachte ich ihn rasch nach Paris, um ihn der Sorgfalt des Herrn Esquirol anzuvertrauen. Auf der Reise blieb Louis in einer fast fortwährenden Schlafsucht und erkannte mich nicht. Die Pariser Ärzte betrachteten ihn als unheilbar und riethen einmüthig, ihn in der vollkommensten Einsamkeit zu lassen und auf keine Weise das Schweigen zu stören, durch welches allein seine Wiederherstellung bewirkt werden könnte, wenn anders dieselbe noch möglich sei; er sollte in ein kühles Zimmer gebracht werden, in welches nur ein sanftes Tageslicht falle. Fräulein von Villenoir, der ich Louis's Zustand verhehlt hatte, deren Verheirathung aber für abgebrochen betrachtet wurde, kam selbst nach Paris und erfuhr die Meinung der Ärzte. Nun wollte sie meinen Neffen sehen, von dem sie kaum wieder erkannt wurde; dann beschloß sie nach der Weise schöner Seelen sich der für seine Heilung nöthigen Sorgfalt aufzuopfern. Sie wäre dazu verpflichtet gewesen, sagte sie, wenn er ihr Mann gewesen

wäre, sollte sie nun weniger für ihren Geliebten thun? Daher nahm sie Louis mit nach Villenoir, wo sie nun seit zwei Jahren mit einander leben."

Anstatt meine Reise weiter fortzusetzen, hielt ich demnach in Blois an, um Louis zu besuchen. Der gute Lefebvre bestand darauf, daß ich in seinem Hause absteige, und zeigte mir das Zimmer seines Neffen, dessen Bücher und alle Gegenstände, die ihm angehört hatten. Bei jedem dieser Gegenstände entfuhr dem Greise ein schmerzhafter Ausruf, welcher auf die Hoffnungen deutete, die Lamberts frühreifes Genie bei ihm erweckt hatte, aber auch auf den schrecklichen Kummer, in welchen ihn der unersetzliche Verlust versenkte.

„Der junge Mann wußte Alles, mein lieber Herr!" sagte er und legte einen Band auf den Tisch, in welchem Spinoza's Werke enthalten waren. „Wie konnte ein so trefflicher Kopf zu Grunde gehen?"

„Aber, mein Herr," antwortete ich ihm, „sollte nicht seine Narrheit gerade eine Wirkung seiner zu kräftigen Organisation sein? Wenn er wirklich ein Opfer jener Krisis ist, die noch nicht in allen ihren Weisen beobachtet ist und die wir Narrheit oder Wahnsinn nennen, so fühle ich mich versucht, die Ursache auf Rechnung seiner Leidenschaften zu schreiben. Seine Studien, seine Lebensart hatten seine Kräfte und seine Fähigkeiten zu einem Grade gesteigert, über welchen hinaus die leichteste Überreizung die Natur zum Weichen bringen mußte. Die Liebe wird dieselben demnach gebrochen oder zu einem neuen Ausdruck erhoben haben, den wir vielleicht nur darum verschmähen, weil wir ihn nicht richtig kennen."

„Mein lieber Herr," entgegnete der Greis, nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte, „Ihre Gründe sind ohne Zweifel

sehr logisch, allein ich begreife nicht, wie Louis durch zu große Kraft schwach werden konnte. Und wenn ich es wüßte, so würde mich dieses traurige Wissen auch nicht wegen seines Verlustes trösten."

Lamberts Oheim war einer von jenen Männern, welche nur durch ihr Herz leben.

Am folgenden Tage ging ich nach Villenoir. Der gute Mann begleitete mich bis an das Thor von Blois. Als wir auf dem Wege waren, welcher nach Villenoir führt, blieb er stehen, um zu mir zu sagen: „Sie können sich wohl denken, daß ich nie dorthin gehe. Vergessen Sie aber nicht, was ich Ihnen gesagt habe. In Gegenwart des Fräulein von Villenoir stellen Sie sich nicht, als bemerkten Sie, daß Louis geistesabwesend ist."

Dann blieb er, ohne sich zu rühren, an der Stelle stehen, wo ich ihn verlassen hatte, und blickte mir nach, bis er mich aus den Augen verlor.

Nicht ohne tiefe Aufregung begab ich mich nach dem Schlosse Villenoir. Meine Gedanken steigerten sich bei jedem Schritte auf diesem Wege, welchen Louis so oft zurückgelegt hatte, mein Herz war voll Hoffnungen, und der Sporn der Liebe beflügelte meine Schritte. Die Gesträuche, die Bäume, die Launen dieses gekrümmten Weges, dessen Ränder durch die Regengüsse ausgewaschen waren, das Alles erregte meine Theilnahme in hohem Grade. Ich wollte dort die Gedanken und Empfindungen meines armen Kameraden wiederfinden. Ohne Zweifel hatten jene abendlichen Unterhaltungen am Rande jenes Bergabhanges, an welchem die Geliebte seiner wartete, Fräulein von Villenoir in die Geheimnisse dieses edlen und großen Herzens eingeweiht, wie ich einige Jahre früher in dieselben eingeweiht wurde. Die

Thatsache aber, welche mich am meisten beschäftigte und meiner Pilgerschaft eine riesengroße Theilnahme der Neugierde einflößte, das war vor allen religiösen Gefühlen, welche mich leiteten, jener großartige Glaube des Fräulein von Villenoir, von welchem der gute Priester gesprochen hatte. Hatte sie mit der Zeit die Narrheit ihres Geliebten getheilt oder war sie so tief in seinen Geist eingedrungen, daß sie selbst die verworrenen Gedanken desselben zu begreifen vermochte. Ich verlor mich in dieser wunderbaren Aufgabe des Gefühls, welches die schönsten Begeisterungen der Liebe, die schönsten Aufopferungen derselben übertraf. Für einander zu sterben, das ist ein fast gemeines Opfer. Aber der einzigen Liebe treu zu leben, das ist ein Heldenmuth, der Fräulein Dupuis unsterblich gemacht hat. Wenn Napoleon der Große und Lord Byron da Nachfolger hatten, wo sie geliebt hatten, so ist es erlaubt, jene Witwe Bolingbroke zu bewundern; allein Fräulein Dupuis konnte doch von den Erinnerungen eines vieljährigen Glücks leben, während Fräulein von Villenoir von der Liebe nur die ersten Aufregungen kennen gelernt hatte und mir daher ein Muster der Ergebenheit im weitesten Umfange darstellte. Wäre sie fast Närrin geworden, so wäre sie eben dadurch erhaben gewesen; da sie aber die Narrheit begriff und erklärte, so fügte sie zu den Schönheiten eines großen Herzens ein Meisterwerk der Physiologie, welches des Studiums würdig war. Als ich die hohen Thürme des Schlosses erblickte, deren Anblick so oft den armen Lambert mit Wonne erfüllt hatte, da schlug auch mein Herz lebhafter. Ich hatte mich gewissermaßen seinem Leben und seiner Lage verbündet, indem ich mir alle Ereignisse unserer Jugend in das Gedächtniß zurückrief. Endlich gelangte ich auf einen großen verödeten Hof und trat in die Vorhalle des Schlosses, ohne noch Jemand an-

getroffen zu haben. Das Geräusch meiner Schritte zog eine bejahrte Frau herbei, der ich den Brief übergab, welchen Herr Lefebvre an Fräulein von Villenoix geschrieben hatte. Bald kehrte dieselbe Frau zurück, um mich abzuholen und führte mich in ein Zimmer des Erdgeschosses, dessen Fußboden mit weißen und schwarzen Marmorplatten belegt war. In der Dämmerung, welche durch die geschlossenen Sommerladen hervorgebracht wurde, erkannte ich nur undeutlich meinen Freund Louis Lambert.

„Setzen Sie sich, mein Herr," sagte eine sanfte Stimme zu mir, die mein Herz ergriff.

Fräulein von Villenoix stand mir zur Seite, ohne daß ich sie erblickt hatte, und setzte mir geräuschlos einen Stuhl hin. Die Finsterniß war so stark, daß mir in dem ersten Augenblicke Fräulein von Villenoix und Louis wie zwei schwarze Massen vorkamen, welche von dem Hintergrunde dieser düstern Atmosphäre abstachen. Ich setzte mich, ergriffen von jenem Gefühle, welches uns fast wider unsern Willen unter den düstern Hallen einer Kirche ergreift. Meine Augen, die noch immer an den Glanz der Sonne gewöhnt waren, fanden sich nur allmählich in diese künstliche Nacht.

„Der Herr," sagte sie zu ihm, „ist ein Schulfreund von Dir."

Lambert antwortete nicht. Endlich vermochte ich ihn zu sehen und er bot mir eins jener Schauspiele dar, welche sich auf immer in das Gedächtniß einprägen. Er hielt sich aufrecht während er beide Ellenbogen auf einen Vorsprung stützte, den das Getäfel bildete, so daß es schien, als wiche sein Rumpf unter dem Gewicht seines auf die Brust geneigten Kopfes. Seine Haare, welche so lang waren wie die einer Frau, fielen auf

seine Schultern herab, und umgaben sein Antlitz auf eine solche Weise, daß sie ihm eine Ähnlichkeit mit den Gemälden verliehen, durch welche die großen Männer aus der Zeit Ludwigs XIV. dargestellt werden. Sein Gesicht war vollkommen weiß. Er rieb gewöhnlich eins seiner Beine in Folge einer mechanischen Bewegung, welche durch nichts hatte unterdrückt werden können, an dem andern, und dieses beständige Reiben der beiden Knochen brachte ein unheimliches Geräusch hervor. Neben ihm erblickte man eine Matratze von Moos, welche auf ein Brett gelegt war.

„Es kommt sehr selten vor, daß er sich legt," sagte Fräulein von Villenoir zu mir, „obgleich er bisweilen mehrere Tage nach einander schläft."

Louis stand so, wie ich ihn sah, bei Tage und bei Nacht stets mit starren Blicken, ohne je die Wimpern zu schließen und zu öffnen, wie wir es zu thun pflegen. Nachdem ich Fräulein von Villenoir gefragt hatte, ob eine etwas größere Helle Lambert keinen Schmerz veranlassen würde, öffnete ich einen der Laden ein wenig und konnte nun den Ausdruck der Physiognomie meines Freundes sehen. Er war schon mit Runzeln überdeckt, war ein Greis mit weißen Haaren, dessen Augen glanzlos und gläsern schienen, wie die eines Blinden. Alle seine Züge schienen durch einen Krampf nach dem obern Theile des Kopfes gezogen. Ich versuchte ihn zu wiederholten Malen anzureden, aber er hörte mich nicht. Er schien aus einem Grabe erstanden, schien eine Art Eroberung, welche das Leben dem Tode oder der Tod dem Leben abgetrotzt hatte. Ungefähr eine Stunde stand ich da, während ich in eine unerklärliche Träumerei versunken war und tausend trübe Gedanken meinen Geist durchzogen. Ich hörte dem Fräulein von Villenoir zu, welche mir alle Einzeln-

heiten seines Lebens erzählte, als Louis plötzlich aufhörte, seine Beine an einander zu reiben und mit langsamer Stimme sagte: „Die Engel sind weiß."

Ich kann die Wirkung nicht erklären, welche diese Worte auf mich hervorbrachten, und der Ton dieser Stimme, die ich so sehr geliebt, der ich so gern gelauscht hatte. Gegen meinen Willen füllten sich meine Augen mit Thränen. Ein unwillkürliches Gefühl erfüllte plötzlich mein Herz und ließ mich zweifeln, daß Louis die Vernunft verloren habe. Ich war überzeugt, daß er mich nicht sehe und nicht höre, allein der Wohlklang seiner Stimme, welche auf ein göttliches Glück zu deuten schien, verlieh jenen Worten eine unwiderstehliche Kraft. Als eine unvollkommene Offenbarung einer unbekannten Welt hallten seine Worte in unsern Herzen wieder, gleich wie irgend ein prachtvolles Kirchengeläute inmitten einer dunkeln Nacht. Ich wunderte mich nicht mehr, daß Fräulein von Villenoir der Meinung war, Louis befände sich bei vollkommen gesundem Verstande. Vielleicht hatte das Leben des Geistes das Leben des Körpers aufgehoben. Vielleicht hatte seine Gefährtin, gleich wie ich ehedem, eine undeutliche Anschauung jener melodiereichen und blühenden Natur, welche wir in ihrem weitesten Ausdruck den Himmel nennen. Dieses Mädchen, dieser Engel blieb stets bei ihm, saß vor einem Stickrahmen, und so oft sie einen Stich mit ihrer Nadel machte, blickte sie auf Lambert und drückte dabei ein trauriges und süßes Gefühl aus. Nicht im Stande, das schreckliche Schauspiel länger zu ertragen, dessen Geheimnisse ich nicht sämmtlich zu errathen verstand, gleich wie Fräulein von Villenoir, verließ ich das Zimmer, und wir ergingen uns einige Augenblicke, während wir von ihr und von Lambert sprachen.

„Ohne Zweifel," sagte sie zu mir, „muß Louis als ein

Narr erscheinen; allein er ist das nicht, wenn anders der Name eines Narren nur denen zukommt, bei denen in Folge unbekannter Ursachen das Gehirn seine Thätigkeit aufgegeben hat und keine Vernunft in den Handlungen mehr zu erblicken ist. Die Vernunft meines Mannes ist jedoch vollkommen. Wenn er Sie nicht körperlich wieder erkannt hat, so glauben Sie nicht, daß er Sie gar nicht gesehen habe. Es ist ihm gelungen, sich von seinem Körper frei zu machen und er erblickte uns unter einer andern Gestalt, ich weiß nicht, unter welcher. Wenn er spricht, so drückt er wunderbare Dinge aus. Nur kommt es oft, daß er mit seinen Worten eine Idee beendigt, welche in seinem Geiste begonnen hat, oder auch einen Satz beginnt, den er geistig endet. Für andere Menschen erscheint er unsinnig, mir aber, die ich in seinen Gedanken lebe, sind alle seine Ideen lichtvoll. Ich durchlaufe den Weg, welchen sein Geist gemacht hat, und obgleich ich nicht alle Abweichungen desselben kenne, so weiß ich mich doch mit ihm an das Ziel zu finden. Wem ist es nicht bisweilen vorgekommen, daß er an eine gleichgültige Sache gedacht hat, oder sich durch Ideen und Erinnerungen, die sich mit einander verwickeln, zu einem ernsten Gedanken hinziehen ließ? Ein Denker spricht oft von unnützen Dingen, von gleichgültigen Sachen, und geht von diesem zu einem ernsten Gegenstande über, indem er die abstracten Verbindungen vergißt oder verschweigt, welche ihn zu seiner Schlußfolge leiteten, und nimmt die Rede wieder auf, indem er nur das letzte Glied jener Kette seines Nachdenkens zeigt. Die gesetzten Leute, denen jene Schnelligkeit der geistigen Anschauung unbekannt ist, kennen die innere Arbeit der Seele nicht, lachen über den Denker und behandeln ihn wie einen Narren, wenn er an solche Arten der Vergessenheit gewöhnt ist. Louis ist immer so. Ohne Unterlaß schweift er

durch die Räume des Gedankens und überfliegt dieselben mit der Lebhaftigkeit einer Schwalbe. Das ist die Geschichte seiner Narrheit. Vielleicht kehrt er eines Tages in dieses Leben zurück, in welchem wir vegetiren. Wenn er aber die Luft des Himmels früher athmet, als es uns erlaubt ist, in demselben zu weilen, warum sollten wir da wünschen, ihn wieder unter uns zu sehen? Ich bin zufrieden, wenn ich sein Herz schlagen höre, und mein ganzes Glück besteht darin, daß ich bei ihm sein kann. In drei Jahren habe ich ihn nur zwei Mal einige Tage besessen: ein Mal in der Schweiz, wohin ich ihn geführt hatte, und ein Mal in der Bretagne, wo ich ihn Seebäder nehmen ließ. Ich bin zwei Mal recht glücklich gewesen! Nun kann ich von meinen Erinnerungen leben."

„Schreiben Sie die Worte nicht auf, welche ihm entgehen?"

„Warum?" fragte sie mich.

Ich schwieg. Die menschlichen Wissenschaften waren vor dieser Frau sehr klein.

„Während der ersten Zeit, daß er wieder zu sprechen anfing," fuhr sie fort, „glaube ich seine Grundgedanken gesammelt zu haben, seitdem habe ich das aber gelassen; damals verstand ich ihn noch nicht."

Ich bat sie mit einem Blick, sie verstand mich und Folgendes ist das, woran ich mich erinnern kann:

„Hienieden ist Alles das Product einer ätherischen Substanz, welche die gemeinschaftliche Grundlage mehrerer Erscheinungen ist, die man unter dem unpassenden Namen Electricität, Wärme, Licht, Galvanismus, Magnetismus ꝛc. kennt. Das All in seinen Umwandlungen bildet das, was man gewöhnlich die Materie nennt."

„Das Gehirn ist der Destillirkolben, in welchen das Thier

Alles nach der Kraft seines Apparates überträgt, was es je nach seiner Organisation von jener Substanz verschlucken kann, und woraus das Übergetragene wieder hervorgeht, umgewandelt in den Willen, ein Fluidum, welches jedem mit Bewegung begabten Wesen eigen ist. Daher die unzählbaren Formen, welche das Thier annimmt, und welche die Wirkungen seiner Verbindungen mit der Substanz sind."

„In dem Menschen wird der Wille zu einer Kraft, welche ihm eigen ist, und an innerer Stärke die aller andern Thiergeschlechter übertrifft. Durch seine beständige Nahrung streift er an die Substanz, welche er in allen Umwandlungen wiederfindet, indem er diese durch den Gedanken durchdringt, der selbst das Product seiner Verbindung mit allen Gestaltungen der Substanz ist. Von der größern oder mindern Vollendung des menschlichen Apparates entspringen die unzähligen Formen, welche der Gedanke annimmt. Der Wille wird ausgeübt durch Organe, welche gewöhnlich die fünf Sinne genannt werden, obgleich es in der That nur einen giebt, nämlich die Fähigkeit des Sehens. Das Gefühl, wie der Geschmack, das Gehör, wie der Geruch, ist nur ein Gesicht, angewandt auf die Umbildungen der Substanz, welche der Mensch in ihren beiden Zuständen ergreifen kann, als eine umgebildete und eine nicht umgebildete. Alle Dinge, welche durch die Form in den Bereich des einzigen Sinnes, der Fähigkeit des Gesichts, fallen, werden auf einige Elementarkörper zurückgeführt, deren Ursprung in der Luft, in dem Licht oder in den Prinzipien der Luft und des Lichts liegt. Der Ton ist eine Modification der Luft; alle Farben sind Modificationen des Lichts; jeder Duft ist eine Verbindung der Luft und des Lichts; folglich haben die vier Ausdrucksweisen der Natur, welche von dem Menschen er-

griffen werden können, der Ton, die Farbe, der Duft und die Gestalt einen und denselben Ursprung; denn der Tag ist nicht fern, wo man den Ursprung der Prinzipien des Lichts in denen der Luft erkennen wird. Der Gedanke, welcher an das Licht grenzt, drückt sich durch das Wort aus, welches ein Ton ist. Für den Menschen rührt Alles demnach von der Substanz her, deren Umwandlungen sich nur durch die Zahl unterscheiden, durch eine gewisse Menge, deren Verhältnisse die Individuen hervorbringen oder die Dinge, welche man in ihrer Gesammtheit das All nennt."

„Wenn die Substanz in einer hinreichenden Zahl verschluckt wird, so macht sie aus dem Menschen einen Apparat von ungeheurer Kraft, welcher mit dem Prinzip der Substanz selbst in Verbindung steht und auf die Organisation der Natur nach Art der großen Ströme einwirkt, welche die kleinen verschlingen. Die Willung setzt jene unabhängige Kraft des Gedankens in das Werk, und diese erlangt durch ihre Verdichtung einige von den Eigenschaften der Substanz, wie die Schnelligkeit des Lichts, die Durchdringungskraft der Electricität, die Fähigkeit der Körper, sich zu sättigen, wozu man noch die Erkenntniß dessen, was man vermag, hinzufügen muß. Allein es giebt in dem Menschen noch eine ursprüngliche und vorherrschende Erscheinung, welche keine Analyse erlaubt. Man mag den ganzen Menschen zerlegen und man wird vielleicht die Elemente des Denkens und des Willens antreffen, allein man wird auch stets jenes x finden, an welchem ich oft gescheitert bin, ohne es erklären zu können. Jenes x ist das Wort, welches diejenigen verzehrt und verbrennt, welche nicht vorbereitet sind, es zu empfangen. Es gebährt fortwährend die Substanz, indem es dieselbe endlos erneuert."

„Der Zorn ist, so wie jeder andere leidenschaftliche Aus-

druck, ein Strom der menschlichen Kraft, welcher elektrisch wirkt; seine Bewegung wirkt, wenn sie sich entfesselt, auf die gegenwärtigen Personen, selbst wenn er nicht gegen sie gerichtet ist. Giebt es nicht Menschen, welche durch eine Ausladung ihrer Willung die Gefühle ganzer Menschenmengen einer wiederholten Destillation unterwerfen? Der Fanatismus und alle Collectivgefühle sind Flüsse des Willens, welche Alles mit sich fortreißen."

„Wenn es einen Raum giebt, so geben uns gewisse Fähigkeiten die Kraft, denselben mit einer solchen Schnelligkeit zu überwinden, daß ihre Wirkungen der Aufhebung des Raumes gleich kommen. Bis an die Grenzen der Welt haben wir nur zwei Schritte, diese heißen: Wollen — Glauben!"

„Die Thatsachen sind nichts, sie existiren nicht, sondern liegen nur in unsern Begriffen."

„Die Welt der Begriffe theilt sich in drei Sphären: in die des Instinkts, in die der Abstraktionen und in die der Specialität."

„Der größte Theil der sichtbaren Menschheit, der zugleich schwächste Theil, bewohnt die Sphäre des Instinkts. Die Instinkt-Menschen werden geboren, leben und sterben, ohne sich bis zu dem zweiten Grade des menschlichen Verstandes, bis zu der Abstraktion zu erheben."

„Mit der Abstraktion beginnt die Gesellschaft. Wenn die Abstraktion im Vergleich zu dem Instinkt eine fast göttliche Macht ist, so ist sie doch auch eine unerhörte Schwäche, wenn wir sie mit der Gabe der Specialität vergleichen, durch die allein wir Gott uns erklären können. Die Abstraktion begreift eine ganze Natur im Keime, und zwar wirklicher, als das Samenkorn das System einer Pflanze und deren Producte ent-

hält. Aus der Abstraktion entstehen die Gesetze, die Künste, die gegenseitige Theilnahme, die gesellschaftlichen Begriffe. Sie ist der Ruhm und die Geißel der Welt: als der Ruhm derselben hat sie die geselligen Bande geschaffen; als die Geißel derselben überhebt sie den Menschen des Eindringens in die Specialität, welche ein Weg zu der Ewigkeit ist. Der Mensch beurtheilt Alles nach seinen Abstraktionen, das Gute, das Böse, die Tugend, das Verbrechen. Seine Rechtsbegriffe sind seine Wagschalen, seine Gerechtigkeit ist blind; nur Gottes Gerechtigkeit kann sehen. Darin liegt Alles. Es giebt nothwendig Mittelswesen, welche das Reich der Instinkt-Menschen von dem Reiche der Abstraktions-Menschen trennen, und bei denen sich der Instinkt mit der Abstraktion in einer Unzahl verschiedener Verhältnisse verbindet. Die Einen haben mehr Instinkt, als Abstraktion, und die Andern umgekehrt. Dann giebt es auch wieder Menschen, bei denen sich beide Wirkungen aufheben, indem sie mit gleicher Stärke wirken."

„Die Specialität besteht darin, daß wir die Dinge der körperlichen Welt sowohl, wie die der geistigen Welt in ihren ursprünglichen und nachfolgenden Verästelungen erblicken. Die schönsten menschlichen Talente sind die, welche aus der Finsterniß der Abstraktion hervorgegangen sind, um in das Licht der Specialität zu gelangen. (Specialität, **Species**, Art, Speculiren, Alles sehen, und mit einem Blicke; **Speculum**, ein Spiegel, als Mittel, eine Sache zu würdigen, indem man sie vollständig sieht.) Jesus war Specialist, er erblickte die Thatsachen in ihren Wurzeln und ihren Früchten, in der Vergangenheit, durch welche sie erzeugt waren, in der Gegenwart, in welcher sie sich kund gaben, und in der Zukunft, in der sie sich entwickeln sollten; sein Blick durchdrang den Geist des Nächsten. Die

Vollendung des innern Blicks gebiert die Gabe der Specialität. Die Specialität umfaßt die Beschauung. Die Beschauung ist eine Fähigkeit des innern Menschen, für welchen der Specialismus ein Attribut ist. Sie wirkt durch eine unwahrnehmbare Aufregung, welche der selbst nicht kennt, welcher ihr gehorcht. So ging Napoleon instinktmäßig von der Stelle, ehe die Kanonenkugel auf dieselbe gelangte. Zwischen der Sphäre des Specialismus und der der Abstraktion befinden sich, gleich wie zwischen der Sphäre der Abstraktion und der des Instinkts, Wesen, bei denen sich die verschiedenen Attribute der beiden Bereiche verschmelzen und Mischungen hervorbringen. Der Specialist ist nothwendig der vollkommenste Ausdruck des Menschen, der Ring, welcher die sichtbare Welt mit den höheren Welten verbindet, er wirkt, er sieht und er fühlt durch sein Inneres. Der Abstraktions-Mensch denkt nur, der Mensch der Instinkte handelt nur. Daher giebt es drei Stufen für den Menschen: der Mensch des Instinkts steht unter dem Maß; der der Abstraktion hat das Maß und der Specialist überschreitet dasselbe. Der Specialismus eröffnet uns die wahre Laufbahn. Das Endlose beginnt mit ihm anzubrechen. Von hier aus erblickt man erst seine Bestimmung."

„Es giebt drei Welten: die natürliche, die geistige, die göttliche. Die Menschheit geht in die natürliche über, welche weder in ihrem Wesen, noch in ihren Fähigkeiten bestimmt ist. Die geistige ist bestimmt in ihrem Wesen und beweglich in ihren Fähigkeiten. Die göttliche ist bestimmt in ihrem Wesen und in ihren Fähigkeiten. Es giebt also nothwendig einen materiellen Cultus, einen geistigen Cultus, einen göttlichen Cultus; drei Formen, welche sich durch die Handlung, durch das Wort, durch das Gebet ausdrücken lassen! mit andern Worten durch die That-

sache, durch den Verstand und die Liebe. Der Instinkt-Mensch verlangt Thatsachen, der Mensch der Abstraktionen Ideen, der Specialist erblickt das Ende und strebt nach Gott, den er vorahnet oder betrachtet."

„Die Auferstehung wird durch den Wind des Himmels bewirkt, welcher die Welten ausfegt. Der Engel, welcher durch den Wind getragen wird, sagt nicht: „Todte erhebt Euch!" er sagt: „Die Lebendigen sollen auferstehen!"

Das sind die Gedanken, denen ich nicht ohne große Mühe eine Form zu geben versuchte, wie sie unser Verstand verlangt. An manche andere erinnerte sich Pauline noch genauer, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, und ich habe zwar auch sie umschrieben, allein sie bewirken eine Verzweiflung des Geistes, wenn man sie zu begreifen sucht und es weiß, aus welchem Verstande sie hervorgegangen sind. Ich werde nur einige derselben anführen, um die Zeichnung dieser Gestalt zu vollenden, vielleicht auch, weil die Form in diesen letztern Gedanken die Welten besser umfaßt, als die vorhergehende, die sich nur auf die zoologische Bewegung zu richten scheint; allein zwischen beiden Fragmenten werden die übrigens seltenen Menschen, welche sich gern in solche Abgründe des Verstandes versenken, eine offenbare Verbindung erkennen.

„Hienieden besteht Alles nur durch die Bewegung und durch die Zahl."

„Die Bewegung ist das Product einer Kraft, welche durch das Wort erzeugt ist und durch einen Widerstand, welcher die Materie bildet. Ohne den Widerstand wäre die Bewegung ohne Resultat gewesen, ihre Wirkung wäre endlos gewesen. Die Anziehungskraft eines Newton ist kein Gesetz, sondern eine Wirkung des allgemeinen Gesetzes der allgemeinen Bewegung.

„Die Bewegung, so lange sie im Verhältniß zu dem Widerstande, bringt eine Verbindung hervor, welche das Leben bildet; sobald die eine oder die andere stärker wird, hört das Leben auf. Nirgends ist die Bewegung unfruchtbar, allenthalben gebiert sie die Zahl; allein sie kann durch einen vorherrschenden Widerstand aufgehoben werden, wie zum Beispiel in den Mineralien."

„Die Zahl, welche alle Verschiedenheiten hervorbringt, erzeugt gleicher Weise die Harmonie, welche in ihrer höchsten Bedeutung die Beziehung zwischen den Theilen und der Einheit ist."

„Ohne die Bewegung würden alle Dinge einander gleich sein. Ihre Producte, gleichartig in ihrem Wesen, unterscheiden sich nur in der Zahl, welche die Fähigkeiten bewirkt hat."

„Der Mensch hält auf die Fähigkeiten, der Engel auf das Wesen."

„Indem der Mensch seinen Körper mit der Elementar-Thätigkeit vereint, kann er dahin gelangen, daß er sich durch sein Inneres mit dem Lichte vereint."

„Die Zahl ist ein geistiger Zeuge, welcher nur dem Menschen angehört, und durch welchen er zu der Kenntniß des Wortes gelangen kann."

„Es giebt eine Zahl, welche der Unreine nicht überschreitet, die Zahl, wo die Schöpfung beendigt ist."

„Die Einheit war der Ausgangspunkt für Alles, was hervorgebracht ist; das Zusammengesezte ist daraus entsprungen, aber das Ende muß dem Anfang identisch sein. Daher die geistigen Formeln: zusammengesetzte Einheit, veränderliche Einheit, stätige Einheit.

„Das All ist demnach die Verschiedenheit in der Einheit.

Die Bewegung ist das Mittel gewesen, die Zahl das Resultat. Das Ende ist die Rückkehr aller Dinge zu der Einheit, welche Gott ist."

„Drei und Sieben sind die beiden größten geistigen Zahlen."

„Drei ist die Formel der geschaffenen Welten. Sie ist das geistige Zeichen der Schöpfung, wie sie das materielle Zeichen des Umfangs ist. In der That ist Gott nur in Kreislinien verfahren. Die gerade Linie ist das Attribut des Endlosen. Der Mensch, welcher das Endlose ahnet, nimmt sie daher in seine Werke auf. Zwei ist die Zahl der Schöpfung. Drei ist die Zahl des Daseins, welches die Zeugung und das Product umfaßt. Fügt die Vier hinzu und Ihr habt die Formel des Himmels. Gott steht darüber, er ist die Einheit."

Nachdem ich Lambert noch einmal gesehen hatte, verließ ich seine Frau und kehrte mit so wunderlichen, so wirren Gedanken von Villenoir zurück, daß ich meines Versprechens ungeachtet nicht wieder dorthin zurückkehrte. Der Anblick des armen Louis hatte einen gewissen unheimlichen Einfluß auf mich ausgeübt. Ich mochte mich nicht nochmals in jene berauschende Atmosphäre begeben, in welcher die Schwärmerei ansteckend war. Jedermann hätte, wie ich, die Lust gefühlt, sich in die Ewigkeit hinauszustürzen, gleich wie sich alle Soldaten in jenem Schilderhause auf dem Felde von Boulogne das Leben nahmen, in welchem sich einer von ihnen ermordet hatte. Man weiß, daß der Kaiser gezwungen war, jenes hölzerne Häuschen verbrennen zu lassen, welches einmal zur Vorrathskammer von Ideen geworden war, die in tödtliche Miasmen übergingen. Vielleicht war es mit Louis Zimmer derselbe Fall, wie mit jenem Schilderhause. Diese beiden Thatsachen würden neue Beweise zu

Gunsten seines Systems in Bezug auf die Übertragung des Willens abgeben. Ich fühlte eine außerordentliche Unruhe, welche die wunderlichsten Wirkungen übertraf, die der Thee, der Kaffee, der Spleen, das Opium, der Schlaf und das Fieber hervorbringen kann, diese geheimnißvollen Agentien, deren schrecklichen Wirkungen oft unsere Gehirne unterliegen.

Vielleicht hätte ich jene Bruchstücke von Gedanken in ein ganzes Buch umwandeln können, das jedoch ebenfalls nur für solche Geister verständlich gewesen wäre, welche sich gewöhnt haben, sich über den Rand von Abgründen zu neigen, indem sie hoffen, den Grund derselben zu erblicken. Das Leben jenes ungeheuren Gehirns, welches ohne Zweifel in allen seinen Theilen gekracht hat, wie ein zu großes Schiff, wäre also in der Erzählung der Erscheinungen seines Daseins entwickelt und seine Unvollständigkeit in Folge der zu großen Kraft oder Schwäche dargestellt. Ich habe es jedoch vorgezogen, Rechenschaft von meinen eigenen Eindrücken zu geben, als ein mehr oder minder poetisches Werk zu schreiben.

Lambert starb in einem Alter von achtundzwanzig Jahren am 25. September 1824, in den Armen seiner Freundin, welche ihn auf einer der Inseln des Parks von Villenoir beerdigen ließ. Sein Grabstein besteht in einem einfachen steinernen Kreuz, ohne Namen und ohne Jahreszahl. Eine Blume, entsprossen am Rande eines Abgrundes, muß ungekannt mit ihren Farben und Düften in denselben hinabsinken. Hatte er nicht oft, wie so viele andere unbegriffene Männer, sich in das Nichts versenken wollen, um die Geheimnisse seines Lebens in demselben zu verlieren! Indeß hätte Fräulein von Villenoir wohl das Recht gehabt, Lamberts Namen auf jenes Kreuz einhauen zu lassen und zugleich den Platz für ihren Namen zu bestimmen. Seit

dem Verlust ihres Gatten ist ja diese neue Vereinigung ihre alleinige Hoffnung! Allein die Eitelkeit des Schmerzes und des Lapidarstyles ist treuen Seelen fremd. Villenoix sinkt in Trümmer. Lamberts Gattin bewohnt es nicht mehr, ohne Zweifel, um dorthin erst dann zurückzukehren, wenn sie ebenfalls verklärt ist. Oft hörte man sie sagen: „Ich habe sein Herz gehabt, für Gott war sein Genie!“

Eine

Pariser Abendunterhaltung.

Ich besuchte im vorigen Winter des Abends ein Haus, welches vielleicht in unserer Zeit das einzige ist, in welchem sich die Unterhaltung weder um die Politik, noch um die Narrheiten der Salons dreht. Es erscheinen dort Künstler, Dichter, Staatsmänner, Gelehrte, junge Leute, die von der Jagd, von Pferden, Mädchen, Spielen, Anzügen sprechen, aber es bei jenen Zusammenkünften über sich nehmen, ihren Geist bei denselben zu verschwenden, wie sie sonst ihr Geld oder ihre Geckenhaftigkeit verschwenden.

Denkt Euch nun in einem eleganten Salon um den Kamin etwa ein Dutzend Männer sitzen, deren mehr oder weniger aufgeregte, mehr oder weniger schöne Züge Leidenschaften oder Gedanken ausdrücken. Drei liebenswürdige, wohl gekleidete, anmuthige Frauen, deren Stimme sanft war, führten den Vorsitz, so daß, für mich wenigstens, der Gesellschaft kein Reiz fehlte. Beim Scheine der Lampen malten einige Künstler, lauschten aber zu gleicher Zeit der Unterredung, und oft sah ich in ihren müßigen Pinseln die Sepia eintrocknen. Der Salon war schon an und für sich ein vollständiges Gemälde, und mehr als ein

Maler befand sich dort, der fähig gewesen wäre, es wohl auszuführen.

Wir waren einem alten Kriegsmanne aus der Kaiserzeit für die Wendung verpflichtet, welche die Unterhaltung nahm. Er kehrte von einem Spieltische in einem benachbarten Salon zurück, stellte sich vor den Kamin und schlug die beiden Schöße seines blauen Rockes zur Seite, als eine von den Damen zu ihm sagte:

„Nun! General, haben Sie gewonnen?"

„O! mein Gott, nein, ich kann keine Karte anrühren . . ."

Als dieselbe Frage an einige andere Spieler gerichtet war, welche ohne Zweifel daran gedacht hatten, derselben zu entgehen, da fand es sich, wie immer, daß sich Jedermann über das Spiel zu beklagen hatte. Nachdem Jeder zu einem Bekenntniß gezwungen war, fand es sich, daß ein Bildhauer, der meines Wissens fünfundzwanzig Louis verloren hatte, sechshundert Franken gewonnen haben müsse.

„Bah! die Geldwunden sind nicht tödtlich . . ." sagte der Kriegsmann, „und so lange man seine beiden Ohren nicht verloren hat . . ."

„Kann man denn seine beiden Ohren verlieren?" fragte eine Dame.

„Um sie zu verlieren, muß man sie auf das Spiel setzen . . ." antwortete ein Arzt.

„Setzt man sie denn auf das Spiel?"

„Ich sollte meinen! . . ." sagte der General und erhob einen seiner Füße, um die Sohle an das Feuer zu halten. „Ich habe in Spanien einen gewissen Bianchi kennen gelernt, einen Hauptmann beim sechsten Linienregiment, der bei der Belage-

rung von Tarragona fiel und seine Ohren um tausend Thaler auf das Spiel gesetzt hatte. Er setzte sie nicht auf das Spiel, er setzte sie auf eine Wette, allein eine Wette ist auch eine Spiel. Sein Gegner war ein anderer Hauptmann von demselben Regiment, ein Italiener, wie er, und ein eben so großer Taugenichts: Beide waren echte Teufel, aber gute Officiere, herrliche Soldaten."

„Wir lagen in der Beiwacht in Spanien, Bianchi hatte für den folgenden Morgen tausend Thaler nöthig, und da er nur funfzehnhundert Franken besaß, so würfelte er mit seinem Kriegsgenossen auf einer Trommel, während ihre Compagnien das Abendessen bereiteten."

„Drei herrliche Ziegenkeulen kochten in einem Topfe in unserer Nähe, und wir andern Officiere schauten abwechselnd auf das Spiel und auf die Keulen, welche recht angenehm in unsere Ohren brodelten, denn wir hatten seit dem Morgen nichts gegessen. Unsere Soldaten kehrten einer nach dem andern von der Jagd zurück, indem sie Wein und Früchte herbeibrachten. Wir hatten die Aussicht auf ein gutes Mahl. Der Kessel schwebte an drei Stangen über dem Feuer, welche so in die Erde gesteckt waren, daß sie sich oben zusammenneigten, und doch auch fern genug von dem Feuer waren, um nicht anzubrennen; überdieß hatten die Soldaten mit jenem wundersamen Instinkt, der sie charakterisirt, einen kleinen Erdwall um das Feuer aufgeworfen. Bianchi verlor Alles; er sagte kein Wort; er blieb ruhig auf der Erde sitzen, kreuzte seine Arme über der Brust, blickte in das Feuer, nach dem Himmel und bisweilen auf seinen Gegner. Ich befürchtete, daß er auf irgend einen schlechten Streich sinnen möchte; es schien, als wollte er dem glücklichen Gegner das Herz aus dem Leibe reißen. Endlich erhob er sich rasch,

als wollte er einer Versuchung entfliehen. Als er sich erhob, stieß er eine von den drei Stangen um, welche den Kessel hielten, und unser Abendessen war zum Teufel. Wir schwiegen, und obgleich ein hungriger Magen wenig Achtung vor Leidenschaften fühlt, so wagten wir doch nicht, ihm etwas zu sagen, denn sein Anblick that uns zu weh. Der Andere zählte sein Geld. Bianchi lachte laut auf. Er betrachtete den leeren Kessel und dachte vielleicht, daß er eben so wenig ein Abendessen, wie Geld habe. Er wandte sich zu seinem Kameraden und sagte zu ihm mit einem italienischen Lächeln:"

„Willst Du tausend Thaler wetten, daß ich ohne irgend einer andern Waffe, als den Pallasch Deines Corporals, zu jener spanischen Schildwache gehe, die dort etwa hundertundfunfzig Schritt von unserm Lager steht und deren Bajonnet wir im Mondschein sehen, um ihr Herz zu holen, dasselbe zu kochen und zu essen?! . . ."

„Gut!" sagte der Andere; „wenn Du aber Dein Vorhaben nicht ausführst? . . ."

„Nun! **corpo di Bacco!**" (er schwor noch etwas fester, allein man muß der Damen wegen das Wort unterdrücken) „so sollst Du mir beide Ohren abschneiden . . ."

„Abgemacht! . . ." sagte der Andere.

„Ihr seid Zeugen!" sagte Bianchi mit triumphirender Miene und wandte sich zu uns. . . ."

„Und er ging."

„Wir Andern hatten zwar Lust, etwas zu essen, blickten ihm aber dennoch nach, um zu sehen, wie er sich benehmen würde. Wir sahen jedoch nichts. Er entfernte sich auf einem Fußpfade, schlich an der Erde hin wie eine Schlange, und wir hörten nicht einmal das leiseste Geräusch. Unsere Augen wand-

ten sich nicht von der Schildwache ab. Plötzlich hörten wir ein leichtes Seufzen, ein tiefes und dumpfes Stöhnen ließ uns erbeben. Ein Körper fiel schwer zu Boden und wir sahen das Bajonnet nicht mehr. Fünf Minuten später kam Bianchi bleich und keuchend herbeigelaufen, hielt das Herz des Spaniers in der Hand und zeigte es seinem Gegner. Dieser sagte mit ernster Stimme zu ihm:"

„Das ist noch nicht Alles! . . ."

„„Ich weiß es wohl!" versetzte Bianchi."

„Ohne das Blut von seinen Händen abzuwaschen, richtete er die Stangen wieder auf, hängte den Kessel daran, ließ das Herz kochen und verzehrte es dann, ohne eine Miene zu verziehen. Er steckte die tausend Thaler ein. . . ."

„Er hatte also das Geld sehr nöthig?" fragte die Hausfrau.

„Er hatte es einer kleinen Pariser Marketenderin versprochen, in die er verliebt war. . . . O! meine Damen," fuhr der General nach einer kleinen Pause fort, „alle jene Italiener waren echte Menschenfresser, vollendete Hunde. . . . Dieser Bianchi kam aus dem Hospital von Como, in welchem alle Findelkinder denselben Namen erhalten; sie heißen alle Bianchi: das ist so eine italienische Gewohnheit. Der Kaiser hatte die schlechten Subjecte aus Italien, die unverbesserlichen jungen Männer, die Missethäter aus den bessern Ständen, welche er nicht durchaus beleidigen wollte, nach der Insel Elba abführen lassen, machte sie dann zu Soldaten und bildete aus ihnen die italienische Legion, aus der er das sechste Linienregiment machte, dem er einen Corsen, Namens Eugene, zum Obrist gab. Das war ein Regiment von Teufeln. Man mußte dieselben bei einem Angriffe oder bei einem Handgemenge sehen. Da sie fast alle

wegen tapferer Thaten mit Orden geschmückt waren, so rief ihnen jener Obrist, wenn er sie in das stärkste Feuer führte, die sonderbaren Worte zu:

„**Avanti, avanti, signori ladroni, cavalieri ladri!**" Vorwärts, meine Herren Spitzbuben, vorwärts, gnädige Herren Diebsgesindel! . . ."

„War etwas auszuführen, so gab es keine bessern Truppen in dem ganzen Heere; allein es waren Schnapphähne, die den lieben Gott selbst hätten stehlen können. Heute tranken sie den Branntwein, mit welchem die Verwundeten gewaschen werden sollten, morgen schossen sie ohne Bedenken einen Zahlmeister nieder und setzten den Diebstahl auf Rechnung der Spanier. Und dennoch hatten sie ihre guten Augenblicke! . . . In irgend einer Schlacht ersticht einer von jenen Leuten im Handgemenge einen englischen Hauptmann, der ihm sterbend Frau und Kind empfiehlt. Die Witwe und die Waise befanden sich in einem benachbarten Dorfe. Der Italiener ging auf der Stelle dorthin und nahm Beide zu sich. Die junge Dame war in der That recht hübsch. Die bösen Zungen des Regiments behaupteten, daß er die Witwe tröste, die Thatsache aber ist, daß er mit dem Kinde bis 1814 seinen Sold theilte. Auf dem Rückmarsche von Moskau verpflegte einer jener Taugenichtse seinen an der Brust verwundeten Kameraden mit treuester Sorgfalt von Moskau bis Wilna. Er hob ihn auf das Pferd, hob ihn wieder von demselben, gab ihm zu essen, vertheidigte ihn gegen die Kosaken, hüllte ihn so gut wie möglich in die Lumpen, die er auftreiben konnte und legte ihn zu Bett, wie eine Mutter ihr Kind zu Bett legt, kurz, wachte über alle seine Bedürfnisse. Eines Abends begab sich der arme Teufel von einem Kranken trotz den Vorstellungen seines Freundes zu einem Feuer der Ko-

saken, um sich zu wärmen, und als der letztere kam, um ihn wieder abzuholen, verkannte ein Kosake dessen Absicht und schoß den armen Italiener nieder."

„Napoleon hatte sehr philosophische Gedanken!" sagte eine Dame. „Muß man nicht sehr reiflich über die menschliche Natur nachgedacht haben, um es wagen zu können, die Helden aus einem Haufen von Missethätern auszuwählen?"

„Ich bitte, daß man nicht mehr von Napoleon spreche!" sagte ein Künstler ernst.

Dieses Wort wurde zu sehr gelegener Zeit ausgesprochen, denn man hatte eben damals die Asche Napoleons zurückgebracht. Jeder lachte, nur nicht die Dame, welcher man jene Bemerkung verdankte.

„Es sind bürgerliche Kriege nöthig, um solche Charaktere in das Dasein zurückzurufen," sagte ein b rühmter Advocat. „Jene Abenteuer, bei denen sich der Geist in seiner ganzen Kraft entfalten kann, finden sich nie in einem ruhigen Leben, wie es die heutige, so bleiche und abgelebte Civilisation bedingt."

„Wieder die Civilisation! . . ." sagte Bianchon, einer unserer ausgezeichnetsten Ärzte. „Seit einiger Zeit sind die Dichter, die Schriftsteller, die Maler, ist die ganze Welt von einer einzigen Manie besessen. Unsere geselligen Zustände, unsere Sitten, Alles ist nach der Ansicht jener Leute in der Auflösung begriffen und liegt in den letzten Zügen. Wir leben als Todte; dennoch befinden wir uns wunderherrlich in dem ewigen Todeskampfe und ohne zu bemerken, daß wir in der Verwesung begriffen sind. Wollen wir auf jene Leute hören, so haben wir weder Gesetze, noch Sitten, noch eine Physiognomie, weil wir ohne Glauben sind. Dennoch scheint es mir, daß wir einmal allen Glauben auf das Geld setzen, und seit sich die Menschen zu Völkerschaften gehäuft

haben, ist das Geld eine Universal-Religion, ein ewiger Cultus geworden; dann aber befindet sich die heutige Welt auch gar nicht schlecht. Während es einige abgestumpfte Geister giebt, die es bedauern, daß sie nicht ein oder zwei Mädchen um das Leben gebracht haben, giebt es auch wieder eine gute Anzahl leidenschaftlicher Männer, welche aufrichtig lieben. Die Liebe wird fortgesetzt, wie ehedem, und nur die alten Jungfern liegen brach. Kurz, das Leben ist eben so dramatisch in Friedenszeiten, wie in unruhigen Zeitläuften ... ich danke Ihnen für Ihre bürgerlichen Kriege. Ich besitze nun gerade so viele Staatspapiere, daß ich dieses engherzige Leben lieb habe, daß mir dieses Dasein gefällt mit seinen Seidenzeugen, Kaschmiren, Tilburys, Glasmalereien, feinen Porzellanwaaren und allen jenen Wundern, welche die Entartung einer Civilisation andeuten. . . ."

„Der Doctor hat Recht . . ." sagte eine Dame. „Es giebt geheime Verhältnisse des anscheinend alltäglichen Lebens, welche eben so anziehende Abenteuer mit sich führen, wie eine Flucht in das Ausland."

„Gewiß," versetzte der Doctor. „Und wenn ich Ihnen eine meiner ersten ärztlichen Berathungen mittheilen wollte, welche . . ."

„Erzählen Sie! . . ."

„Erzählen Sie! . . ."

Allgemein wurde um die Erzählung gebeten und der Doctor fühlte sich sehr geschmeichelt.

„Eines Abends," sagte er, nachdem er durch eine leichte Bewegung seine Bescheidenheit ausgedrückt hatte und seinen Zweifel, ob er die Gesellschaft hinreichend werde unterhalten können, „eines Abends wollte ich mich zu Bette legen, ermüdet von den weiten Gängen, die wir Ärzte zu Anfang unserer Lauf-

bahn fast um Gotteswillen machen müssen, als mir meine alte Magd anzeigte, daß eine Dame mit mir zu sprechen wünschte. Ich antwortete mit einem Kopfnicken, und auf der Stelle trat die Unbekannte in mein Arbeitszimmer. Ich ließ sie sich neben den Kamin setzen und blieb ihr gegenüber stehen, indem ich sie mit jener Neugierde betrachtete, welche den Männern unseres Faches eigenthümlich ist, sobald sie wahre Liebe zur Wissenschaft haben. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich in dem ganzen Verlauf meines Lebens nur noch eine Frau angetroffen habe, welche einen solchen Eindruck auf mich gemacht hätte, wie jene Dame. Sie war jung, einfach gekleidet, zwar mittelmäßig schön, aber wunderhübsch gebaut. Sie hatte eine sehr ausgeschweifte Taille, einen blendenden Teint und reichliche schwarze Haare. Ihr Antlitz schien auf ein südländisches Herkommen zu deuten, trug den Ausdruck der Leidenschaft, hatte Züge, welche wenig regelmäßig waren, aber um desto mehr reizten; dennoch lag in ihren lebhaften Augen ein Ausdruck der Wehmuth, welcher den Glanz derselben fast völlig aufhob."

„Sie blickte mich mit einer gewissen Unruhe an, und das Zögern, welches ihre ersten Worte und ihre Bewegungen verriethen, erregte meine Theilnahme. Sie wollte ihrer Scham Gewalt anthun, und ich erwartete eines jener alltäglichen Bekenntnisse, an die wir so sehr gewöhnt sind, die aber darum für die Kranken nicht weniger beschämend sind, als sie sich rasch aufrichtete und zu mir sagte:"

„Mein Herr, es würde unnütz sein, wollte ich Sie mit dem Zufall bekannt machen, durch welchen ich Ihren Namen, Ihren Charakter und Ihr Talent erfuhr."

„An ihrer Mundart erkannte ich, daß sie aus Marseille sei."

„Seit drei Monaten," fuhr sie darauf fort, „bin ich mit Herrn von ... verheirathet, einem Escadronchef bei den Garde-Grenadieren; er ist ein heftiger Mann und besitzt die Eifersucht eines Tigers. Seit sechs Monaten bin ich schwanger . . ."

„Als sie diese Worte mit leiser Stimme aussprach, hatte sie Mühe, einen Krampf zu überwältigen, welcher ihr die Kehle zusammenschnürte."

„„Ich gehöre einer der ersten Familien von Marseille an," fuhr sie fort; „meine Mutter ist Frau von ....""

„Sie begreifen," sagte der Arzt, indem er sich selbst unterbrach und uns der Reihe nach anblickte, „daß ich Ihnen den Namen nicht nennen darf. . . ."

„Ich bin achtzehn Jahr, mein Herr," sagte sie; „ich war seit zwei Jahren mit einem Vetter versprochen, der ein reicher und sehr liebenswürdiger junger Mann ist, aber einer Familie angehört, welche sich ausschließlich dem Handel gewidmet hat, der Familie meiner Mutter. Wir liebten uns sehr . . . es ist nun acht Monate her, daß Herr von ..., mein Mann, nach Marseille kam; er ist der Neffe der ehemaligen Herzogin von ... und ein Günstling des Kaisers, hat folglich die schönsten Aussichten: das Alles bestimmte meinen Mutter. Ungeachtet meiner bekannten Zuneigung wurde meine Verbindung mit dem Grafen von ... beschlossen. Dieser Treubruch brachte eine Feindschaft zwischen den beiden Familien hervor. Mein Vater befürchtete die Heftigkeit des Marseiller Charakters und ahnete irgend ein Unglück. Er wollte daher die Sache in Paris abschließen, wo sich die Familie des Herrn von . . . befand. Wir reisten ab. In dem zweiten Nachtlager wurde ich mitten in der Nacht durch die Stimme meines Vetters erweckt und sah seinen Kopf neben dem meinigen. . . . Das Bett, in welchem mein Vater und meine

Mutter schliefen, stand nur drei Schritte von dem meinigen; nichts hatte ihn aufgehalten. Wäre mein Vater erwacht, so hätte er ihm eine Kugel durch den Kopf geschossen. Ich liebte ihn . . . damit habe ich Alles gesagt."

„Sie schlug ihre Augen nieder und seufzte. Oft habe ich die dumpfen Töne gehört, welche aus der Brust Sterbender hervorgingen, aber ich muß gestehen, daß dieser Seufzer eines Weibes, diese gewaltige Reue mit Entsagung gepaart, diese Angst, welche auf einen Augenblick der Freude folgte, deren Erinnerung noch aus den Augen des jungen Weibes aus Marseille strahlte, mich gewissermaßen gegen den lebhaftesten Ausdruck aller Leiden abgestumpft haben. Es giebt Tage, an denen ich noch immer diesen Seufzer höre, und so oft mich mein Gedächtniß an ihn erinnert, empfinde ich das Gefühl eines innerlichen Frostes."

„„In drei Tagen," fuhr sie darauf fort und richtete ihre Augen wieder zu mir empor, „kehrt mein Mann aus Deutschland zurück. Es wird mir unmöglich sein, den Zustand vor ihm zu verbergen, in welchem ich mich befinde, und er wird mich ermorden, mein Herr; er wird dabei nicht einmal zaudern. Mein Vetter aber wird sich eine Kugel durch den Kopf jagen oder meinen Mann fordern. Ich fühle höllische Qualen . . . Adolphe wird sehr streng gehalten; sein Vater und seine Mutter geben ihm nur so viel Geld, wie er zu seinen Bedürfnissen nöthig hat; meine Mutter kann über ihr Vermögen nicht frei verfügen, ich meiner Seits besitze nichts; dennoch haben wir Drei unter uns viertausend Franken zusammengebracht. Hier sind sie," sagte sie, zog aus ihrem Busen die Bankbillete hervor und überreichte sie mir."

„„Nun! Madame? . . ." fragte ich sie."

„„Nun! mein Herr," sagte sie und schien über meine Frage

erstaunt, „ich wollte Sie bitten, die Ehre von zwei Familien, das Leben dreier Personen und das meiner Mutter auf Unkosten meines unglücklichen Kindes zu retten . . .““

„Fahren Sie nicht fort,“ sagte ich kaltblütig zu ihr.“

„Ich holte das Gesetzbuch.“

„Sehen Sie, meine Dame,“ fuhr ich fort und zeigte ihr einen Paragraph, den sie ohne Zweifel nicht gelesen hatte, „Sie würden mich auf das Schafot schicken. Sie schlagen mir ein Verbrechen vor, welches das Gesetz mit dem Tode bestraft, und Sie selbst würden zu einer Strafe verurtheilt werden, welche vielleicht schrecklicher ist, als die meinige. . . . Wenn aber auch die Gerechtigkeit nicht so streng wäre, so würde ich dennoch eine Operation dieser Art nicht unternehmen, sie ist fast stets ein doppelter Mord, denn es ist selten, daß die Mutter nicht ebenfalls ihr Leben einbüßt. Sie können einen bessern Weg einschlagen . . . warum fliehen Sie nicht? begeben Sie sich in das Ausland.“

„„Ich würde dennoch entehrt sein! . . .““

„Sie that noch einige Bitten an mich, allein mit sanfter Stimme und dem Ausdruck der Verzweiflung. Ich entließ sie. . . . Zwei Tage darauf, gegen acht Uhr Morgens, kehrte sie zu mir zurück. Als ich sie in mein Arbeitszimmer eintreten sah, machte ich ein sehr bestimmtes Zeichen der Verneinung, allein sie warf sich so rasch mir zu Füßen, daß ich sie nicht davon abhalten konnte.“

„„Hier!“ rief sie aus, „hier sind zehntausend Franken.““

„„Madame,“ antwortete ich ihr, „hunderttausend, eine Million würde mich nicht zu dem Verbrechen vermögen. Wenn ich Ihnen wirklich meine Unterstützung in einem Augenblick der Schwäche verspräche, so würde doch später, in dem Augenblick

der Handlung, meine Vernunft wiederkehren, und ich nicht im Stande sein, mein Wort zu halten; entfernen Sie sich daher."

„Sie erhob sich, setzte sich und brach in Thränen aus."

„„Ich bin ein Kind des Todes! . . ." rief sie aus. „Mein Mann kehrt morgen zurück! . . .""

„Sie versank in eine Art von Betäubung; nachdem sie sieben oder acht Minuten geschwiegen hatte, richtete sie noch einen flehenden Blick auf mich; ich wandte meine Augen ab und sie sagte zu mir: „Leben Sie wohl, mein Herr! . . ." und ging."

„Dieses schreckliche und grausige Gedicht erfüllte den ganzen Tag meinen Geist . . . ich hatte den ganzen Tag das bleiche Weib vor mir und stets las ich die Gedanken, die in seinem letzten Blicke geschrieben standen. Am Abend desselben Tages, in dem Augenblick, als ich mich zu Bette begeben wollte, trat ein zerlumptes Weib ein, welches nach dem Straßenkoth roch, und übergab mir einen Brief, der auf ein fettiges und gelbes Papier geschrieben war; die schlecht vollendeten Buchstaben waren kaum leserlich und die Botschaft so wie die Botin waren geeignet, einen Schauder einzuflößen."

„Ich bin durch den ungeschickten Chirurg eines verdächtigen Hauses gemeuchelt, denn nur dort fand ich Mitleid; allein ich bin auch verloren. Ein schrecklicher Blutfluß ist die Folge jener Handlung der Verzweiflung gewesen. Ich befinde mich unter dem Namen einer Frau Lebrun im Hôtel de Picardie, Rue de Seine. Das Verbrechen ist geschehen. Werden Sie nun den Muth haben, mich zu besuchen und zu sehen, ob noch einige Hoffnung vorhanden ist, mir das Leben zu retten? . . . Werden Sie wenigstens eine Sterbende erhören? . . ."

„Ein Fieberschauer überlief mich. Ich warf den Brief in das Feuer und legte mich dann in das Bett; allein ich schlief

nicht, ich wiederholte mir zwanzig Mal und fast mechanisch: „Ach! die Unglückliche! . . .“ Am folgenden Tage ging ich, durch eine Art von Zauber geleitet, bis zu dem Hôtel, welches mir die junge Frau angegeben hatte. Unter dem Vorwande, irgend Jemand zu suchen, dessen Adresse ich nicht genau hätte, zog ich vorsichtig Erkundigungen ein, und der Portier sagte zu mir: „Nein, mein Herr, es wohnt Niemand dieses Namens bei uns. Gestern ist eine junge Frau gekommen, allein sie wird nicht lange hier bleiben . . . sie ist heute um die Mittagsstunde gestorben. . . .“ “

„Eilig entfernte ich mich und nahm in meinem Herzen eine ewige Erinnerung der Trauer und des Schreckens mit mir. So oft ich einen schlechten Sarg durch Paris fahren sehe, ohne daß ein Verwandter ihm folgt, so denke ich an jenes Abenteuer und entdecke jedes Mal neue Quellen der Theilnahme Es war ein Drama unter fünf Personen, dessen für mich unbekannter Ausgang sich tausendfach gestaltet haben kann und mich oft ganze Stunden beschäftigt.“

Wir schwiegen. Der Arzt hatte jene Erzählung mit einem so ergreifenden Tone vorgetragen, das Spiel seiner Mienen war so malerisch und seine Rede so lebendig, daß wir abwechselnd das unglückliche Weib, und dann wieder den Todtenwagen der Armen sahen, wie er im Trott dem Kirchhofe entgegenfährt.

„Alle Ihre Geschichten sind schrecklich! . . .“ sagte die Hausfrau, „und Sie werden die Ursache sein, daß ich heute Nacht schrecklich träumen werde. Sie sollten nun den Eindruck wieder verwischen, den Ihre Erzählung hinterlassen hat, und sollten uns irgend eine lustige Erzählung vortragen,“ fuhr sie darauf fort und wandte sich an einen dicken und runden Mann,

an einen Mann von vielem Geist, der nach Italien abreisen wollte, wohin ihn diplomatische Angelegenheiten riefen.

„Gern," antwortete er.

„Frau von . . .," begann er lächelnd, „die Gattin eines ehemaligen Marine-Ministers unter Ludwig **XVI.**, war in dem Schlosse . . ., als ich dort die Ferien im Jahre 180. zubringen wollte. Sie war noch immer hübsch, obgleich sie selbst bekannte, daß sie achtunddreißig Jahre alt sei, und trotz der Leiden, welche sie während der Revolution erduldet hatte. Sie stammte aus einem der besten Häuser Frankreichs und war in einem Kloster erzogen. Ihr Benehmen war edel und anmuthig, so daß sie durch dasselbe noch eine besondere Grazie erlangte. Nur bei ihr habe ich jene Art des Ganges kennen gelernt, welche eben so viel Achtung einflößt, als sie mit Wünschen erfüllt. Sie war groß, schön gewachsen und fromm. Man kann leicht ermessen, welchen Eindruck sie auf einen kleinen Jungen von dreizehn Jahren hervorbringen mußte, denn so alt war ich damals. Ohne gerade Furcht vor ihr zu haben, betrachtete ich sie mit einer sehnsüchtigen Unruhe und einer Aufregung, deren Grund mir selbst nicht ordentlich bewußt war."

„Eines Abends hatten sich in Folge eines Zufalls, über den man sich nicht leicht Rechenschaft ablegen kann, keine Gäste eingefunden, und die sieben oder acht Damen, welche das Schloß bewohnten, saßen gegen elf Uhr Abends vor einem Kaminfeuer, das weder flackerte, noch auch erloschen war, dessen weichliche Wärme aber vielleicht zu einer traulichen Plauderei anregte, indem sie den Fibern eine Art Erschlaffung mittheilte, welchen denselben wohlthat. Frau von . . . warf einen forschenden Blick auf die hohen Lambris und die alten Tapeten des ungeheuren Salons. Ihre großen schwarzen Augen fielen namentlich

auf einen ziemlich dunkeln Winkel, wo ich hinter einer Duchesse mit gewundenen Füßen saß; es war das ein Flammenblick; allein sie sah mich nicht. Ich war ganz still und schweigend sitzen geblieben, während ich die Damen sotto voce von Dingen sprechen hörte, von denen ich nichts verstand; allein das Gelächter, welches eine jede Erzählung beendete, hatte meine kindliche Neugierde erregt. „Nun ist die Reihe an Ihnen," sagten alle Schloßdamen zu Frau von . . ., „nun erzählen Sie uns, wie . . .. Sie war vielleicht noch etwas besorgt, weil sie mich in ihrer Nähe spielen gesehen hatte, sie erhob sich, wollte um das gewaltige Möbel herumgehen, hinter welchem ich kauerte, allein eine alte Dame, welche ungeduldiger war, als die übrigen, ergriff sie bei der Hand, zog sie zurück und sagte: „Der Kleine ist zu Bett gegangen, meine Liebe; überdieß werden Sie doch nicht zimperlicher erscheinen wollen, als wir sind? . . ."

„Nun hustete die schöne Dame von . . .. ihre Augen schlugen sich nieder und sie begann folgendermaßen:"

„Ich war noch im Kloster . . .., sollte aber binnen drei Tagen dasselbe verlassen, um den Herrn Grafen von M., meinen Mann, zu heirathen. Mein bevorstehendes Glück, das von einigen meiner Kameradinnen beneidet wurde, gab zum zwanzigsten Male Anlaß zu Vermuthungen, die ich Ihnen erspare, da auch Sie sämmtlich zu Ihrer Zeit und an Ihrem Orte Ihren Erzählungen zufolge sich mit solchen Vermuthungen beschäftigt haben. Drei junge Mädchen von meinem Alter standen mit mir vor dem Fenster eines Corridors, von welchem aus man Alles sah, was auf dem Hofe des Klosters vorging. Seit einer Stunde etwa hatte unsere jugendliche Einbildungskraft das Feld der Vermuthungen auf eine so närrische und so unschuldige Art beackert, daß es uns unmöglich war, uns darüber zu ver-

ständigen, worin die Ehe bestehe; meine Begriffe waren sogar so verwirrt, daß ich nicht mehr wußte, worauf ich dieselben richten sollte. Da ging eine Schwester von dreißig oder vierzig Jahren vorüber, welche stets viel Freundschaft gegen uns bezeigt hatte; sie war, so viel ich mich entsinne, die Tochter eines sehr reichen Landmannes; sie war schon in früher Jugend in das Kloster geschickt, entweder, damit ihr Bruder dadurch eines größern Vermögens theilhaftig werde, oder in Folge eines Abenteuers, das sie nur zu ihrer Ehre und zu ihrem Ruhm erzählte; Fräulein von Lansac, welche mit der Schwester weit freier umging, als irgend eine von uns, hielt dieselbe an und setzte ihr die Gefahr aus einander, in welcher ich mich befände, die ich mich verheirathen sollte, ohne die Bedingungen der menschlichen Natur zu kennen. Die Nonne erblickte auf dem Hofe ein unglückliches Geschöpf, welches von dem Markte zurückkehrte und in diesem Augenblicke durch den Stolz seines Ganges, durch die gewaltige Entwickelung seines ganzen Körpers die glänzendste Erklärung der Ehe bildete, die man zu geben vermochte . . ."

„Die Frauen steckten in diesem Augenblicke die Köpfe zusammen, Frau von . . . sprach mit leiser Stimme, es wurden Worte gezischelt, die ich nicht verstand, und die Augen Aller glänzten gleich Sternen, aber ich hörte die Antwort, welche die Nonne gegeben hatte und die in den beiden lateinischen Worten **ecce homo** bestand!"

„„Bei diesem Anblick," fuhr Frau von . . . fort, „wäre ich fast ohnmächtig geworden; ich wurde blaß, indem ich Fräulein von Cadignan anblickte, welches ich sehr liebte, und der Schrecken, den ich seitdem fühlte, wenn ich an den Tag gedachte, an welchem ich auf das Schafot steigen sollte, war nicht größer, als jener Schrecken, mit welchem ich an die Brautnacht dachte.

Ich glaubte, daß ich anders geschaffen sei, als alle andern Frauen. Ich wagte nicht, mit meiner Mutter zu sprechen; ich blickte den Grafen mit einem neugierigen Schrecken an, ohne darum besser unterrichtet zu werden. Ich will Ihnen nicht alle die quälenden Gedanken mittheilen, von denen ich ergriffen wurde; der Begriff von der bevorstehenden Marter war so groß, daß ich am Vorabende meiner Verheirathung fast eine Stunde an der Thür des Zimmers stand, in welchem meine Mutter schlief, ohne daß ich mich entscheiden konnte, einzutreten, sie zu erwecken und ihr die Unmöglichkeit mitzutheilen, mich zu verheirathen. Kurz! ich wurde mehr todt, als lebendig, in die Brautkammer geführt . . ."

„Bei diesen Worten konnte sich Frau von . . . nicht enthalten, zu lächeln, und sie fuhr darauf mit einer scheinheiligen Miene fort:"

„Ich habe mich jedoch überzeugt, daß Alles, was Gott eingerichtet hat, wohl eingerichtet ist, und daß die arme Schnepfe von einer Nonne nur versucht hatte, wie Garo, Citronen an einer Eiche wachsen zu lassen."

„Mein Herr," sagte eine junge Dame, „wenn Ihre lustigen Erzählungen auf eine solche Weise anfangen, so bin ich auf das Ende neugierig? . . ."

„O! der Herr hat nie etwas zu erzählen vermocht, ohne einen etwas zu lebhaften Zug vorzubringen, und in der That befürchte ich, daß solches auch dieses Mal der Fall sein möchte. Ich hoffe immer, daß er sich bessern soll . . ."

„Worin liegt denn aber das Böse? . . ." fragte der Erzähler unschuldig. „Wir wollen etwas zu lachen haben, und dennoch verstopfen wir uns die Quellen der offenherzigen Heiterkeit, an welcher unsere Vorfahren so viel Freude fanden. Nehmt

die Weiberlist und den Pfaffentrug hinweg, verbannt die etwas kothigen Abenteuer eines Verville und eines Rabelais, und sagt mir dann, wo es noch Stoff zum Lachen giebt? . . . Ihr habt jene Poesie durch die Wortspiele eines Odry ersetzt! . . . Ist das ein Fortschritt? . . . Wir wagen heutigen Tags gar nichts mehr! . . . Kaum würde es eine anständige Dame ihrem Geliebten erlauben, daß er ihr erzähle, wie jener Kutscher ganz unschuldig die Dame fragte, welche in seinem Wagen saß: „Wollen Sie einmal aussteigen? . . ." Es ist gar nichts mehr mit unsern Sitten anzufangen, welche nur noch insgeheim freigeistig sind, denn ich finde, daß unsere Theaterstücke und Romane an einer weit ernstern Unanständigkeit leiden, als die ältern Sachen, welche Alles beim rechten Namen nannten, ohne Stoff zu heimlichen Bemerkungen zu lassen. Mit dem Tage, mit welchem wir die Keuschheit und die Sprache eingeführt haben, ist die Keuschheit der Sitten verloren gegangen."

„Die Philanthropie hat den Roman zu Grunde gerichtet," sagte ein Greis.

„Wie verstehen Sie das?" fragte die Frau eines Malers.

„Wenn ein Roman gut sein soll, so muß er bewirken, daß man über ein Unglück lache," antwortete er.

„Das ist ein Paradoxum! . . ." sagte ein Journalist.

„Heutigen Tags," sagte der Greis lächelnd, „bedienen sich die Dummen dieses Wortes zu oft, wenn sie nicht antworten können, als daß ein Mann von Geist dasselbe noch anwenden sollte."

Es entstand für einen Augenblick allgemeines Schweigen.

„Ehedem," sagte der Greis, „ließen sich die reichen Leute in den Kirchen begraben. Damals fand zwischen der wirklichen Beerdigung und dem Leichenbegängniß ein Zwischenraum Statt,

weil das Grab nicht immer bereit war, um den Todten zu empfangen. Dieser Übelstand hatte die Pfarrer von Paris gezwungen, die Särge eine gewisse Zeit lang in einer Kapelle aufzubewahren. Es war das gewissermaßen eine Vorhalle, in welcher die Todten warteten. Ein Priester wachte neben der Todtenkapelle, und die Familien bezahlten die Gebete, welche während der Nacht oder während des Tages gebetet wurden, welcher zwischen der scheinbaren Beerdigung und der wirklichen Einsenkung verstrich. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen diese Einzelnheiten mittheile, allein sie sind heutigen Tags den meisten Leuten unbekannt und zu geschichtlichen Erinnerungen geworden. Ein armer Priester, der erst neuerdings im Saint Sulpice angestellt war, verrichtete seine erste Todtenwache ..., ein alter Requetenmeister war des Morgens in der Todtenkapelle beigesetzt. Beim Beginn der Nacht wurde der Priester in die Kapelle geführt und ihm aufgegeben, beim Scheine der Kerzen zu beten. Da stand er nun allein neben einem Pfeiler in der großen Kirche. Er betet einen Psalm, und als der Psalm zu Ende ist: Puff! puff! puff! da hört er drei schwache Schläge Es summt ihm in den Ohren; er blickt nach oben, nach unten, an den hohen Pfeilern entlang . . . und glaubt endlich, daß ihm seine Amtsgenossen einen Possen spielen wollen, wie solches die Mönche in den Klöstern mit ihren Novizen bisweilen thun. Er beginnt einen zweiten Psalm, aber von Vers zu Vers geht es: Puff! puff! puff! der Priester antwortet:"

„Ja, ja doch! poche nur! . . ."

„Endlich vermindern sich die Schläge und lassen sich nur in längern Zwischenräumen vernehmen. Gegen Morgen erscheint ein alter Priester, um den Neuling abzulösen. Dieser giebt ihm das Buch, den Stuhl und geht."

„Puff! puff! puff!"

„„Was ist denn das? . . ." fragt der alte Priester."

„O! gar nichts," antwortet der Neuling; „der Gestorbene will uns nur ein wenig Angst machen."

„Ich glaube gern, daß der Priester wirklich auf solche Weise geantwortet hat," sagte ein Professor der Geschichte.

„Jene Antwort ist mit dem bäurischen Geiste gesättigt, der uns bei den alten Schriftstellern so sehr gefällt und vielleicht noch oft bei den Bauern vorkommt. Jener Priester kam von jenseits der Loire. Der Bauer ist eine wunderbare Natur. Wenn er dumm ist, so steht er mit seinem Vieh auf gleicher Stufe; hat er aber Fähigkeiten, so sind diese ausgezeichnet. Unglücklicher Weise nimmt sich Niemand die Mühe, ihn zu beobachten. Es bedurfte eines besondern Zufalls, um Goldsmith seinen **Vicar of Wakefield** schreiben zu lassen. Das Leben der Bauern und Landleute erwartet demnach noch seinen Geschichtschreiber."

„Ihre Bemerkung erinnert mich an einen Zug, welcher als Beweis für Ihre Meinung dienen kann," sagte ein alter Beamter aus der Kaiserzeit. „Er giebt uns den Begriff von einem verschmitzten Manne, wie nur ein Bauer an der Donau sein kann. Im Jahre 1813, zur Zeit der letzten Aushebungen von Truppen, deren Napoleon bedurfte, und welche von den Präfecten mit einer Härte ausgeführt wurden, welche vielleicht viel zu dem ersten Falle des Kaiserreichs beitrug, wurde der Sohn eines armen Pächters in der Nähe einer Stadt, die ich nicht nennen werde, weil ich dadurch zugleich den Präfect bemerklich machen würde, ebenfalls ausgehoben, weigerte sich aber einzutreten und verschwand. Als die ersten Aufforderungen ohne Erfolg geblieben waren, wandte man die strengsten Maßregeln gegen den

Vater und gegen die Mutter an. Der Präfect ärgerte sich endlich, daß sich die Sache in die Länge zog, und forderte eines Morgens den Vater vor sich. Der Bauer erschien in der Präfectur und nun versuchte zuerst der Generalsecretair, dann der Präfect selbst, den Vater des Widerspenstigen zu dem kaiserlichen Evangelium zu bekehren und ihm das Geheimniß zu entlocken, wo sich sein Sohn verborgen habe. Sie scheiterten an dem Systeme des Leugnens, hinter welches sich die Bauern mit dem Instinkt einer Auster zurückziehen, die sich ebenfalls mit ihrer harten Schale gegen ihre Angreifer schützt. Von milden Worten gingen der Präfect und sein Secretair zu Drohungen über, geriethen ernstlich in Zorn und behandelten den armen Mann auf harte Weise, während derselbe sie mit einer großen Gleichgültigkeit anblickte und seinen Hut zwischen den Händen zerknitterte."

„„Wir werden Deinen Sohn schon zu finden wissen," sagte der Secretair."

„„Das würde mir sehr lieb sein," antwortete der Bauer."

„„Ich muß ihn haben, lebendig oder todt," sagte der Präfect schließlich."

„Darauf ging der Vater trostlos wieder nach Hause, denn er wußte in der That nicht, wo sein Sohn sei, und befürchtete das Schlimmste. Als er am folgenden Morgen auf das Feld ging, sah er in der That den mit Blech beschlagenen Hut eines Gensd'armen, der auf einem Raine heranritt und von dem Präfect abgeschickt war, um sich bei dem Bauer einzuquartieren, bis der Widerspenstige wiedergefunden wäre. Nun mußte der Bauer den Gensd'armen und sein Pferd verpflegen und beköstigen. Er opferte dabei seine Ersparnisse, verkaufte das goldne Kreuz, die Ohrringe, die silbernen Schnallen seiner Frau, dann seinen Acker und endlich sein Haus. Ehe er sein Haus ver-

kaufte und das Gärtchen, welches zu demselben gehörte, entstand ein furchtbarer Streit zwischen der Frau und dem Manne: dieser letztere behauptete, daß sie wisse, wo sein Sohn sei . . . der Gensd'arme war gezwungen, Beide zu trennen, denn schon hatte der Mann seinen Holzschuh ergriffen, um ihn der Frau an den Kopf zu werfen. Seit diesem Auftritte fühlte der Gensd'arme Mitleid mit den beiden Unglücklichen und führte sein Pferd auf die Gemeindeplätze, um es weiden zu lassen. Einige Nachbaren schossen Hafer und Stroh zusammen; der Gensd'arme kaufte sich meist seine Nahrungsmittel selbst und man verständigte sich, um das arme Ehepaar zu unterstützen. Der Bauer hatte schon davon gesprochen, daß er sich aufhängen wolle. Eines Tags bedurfte er Holz, um das Mittagsessen des Gensd'armen zu kochen und der Vater des Widerspenstigen begab sich schon am frühen Morgen in einen benachbarten Wald, um trockne Reiser aufzulesen. Als es Nacht geworden war, erblickte er nicht fern von dem Dorfe eine weiße Masse, ging hin, um nachzusehen, und erkannte seinen Sohn. Dieser war verhungert und hatte zwischen den Zähnen noch etwas Gras, das er zu essen versucht hatte. Der Bauer nahm seinen Sohn auf die Schultern, und ohne ihn Jemanden zu zeigen, ohne etwas zu sagen, trug er ihn drei französische Meilen weit, gelangte nach der Präfectur, erkundigte sich, wo der Präfect sei, und wartete auf ihn, als er erfahren hatte, daß er auf einem Balle wäre; als der Präfect um zwei Uhr Morgens nach Hause kam, fand er den Bauer vor seiner Thür, und dieser sagte zu ihm:"

„Ihr habt meinen Sohn haben wollen, Herr Präfect; hier ist er."

„Damit lehnte er den Leichnam an das Haus und entfloh. Er und seine Frau betteln jetzt ihr tägliches Brod."

„Das ist ganz erhaben,“ nahm der Arzt das Wort; „wenn aber die Handlungen der Bauern so vollkommen, so einfach schön sind, so rührt das meiner Meinung nach daher, daß bei ihnen Alles Natur und frei von Kunst ist; sie gehorchen stets dem Rufe der Natur, selbst ihre List, ihre Verschlagenheit, die so berühmt und gefährlich ist, deutet auf eine Entwickelung des menschlichen Naturtriebes. Sie sind vorsichtig in ihren Geschäften und verstellen sich, wie alle schwachen Leute in Gegenwart eines mächtigen Feindes; da sie keinen Mißbrauch vom Denken machen, so verschonen sie ihr Denken, wie ihren Glauben ungeschwächt bis zu dem Augenblick des Bedürfnisses in ihrem Geiste. Der Köhlerglauben ist sprichwörtlich geworden. Was mich aber am meisten bei ihnen verwundert, das ist ihre Liebe zum Leben, und ich begreife nicht, wie sie, da sie doch ein Dasein von Kummer und Arbeit so gering achten, sollten so wenig rachsüchtig sein können und dieses Dasein nicht öfter durch Berechnung auf das Spiel setzen. Sie haben vielleicht keine Zeit zum Nachdenken oder um große Dinge zu erwägen.“

„Das rettet die Civilisation vor ihren Unternehmungen,“ sagte Jemand.

„Wieder die Civilisation! . . .“ wiederholte der Arzt mit tragikomischer Miene.

„Aber, Doctor,“ sagte ich zu ihm, „ich versichere Sie, daß ich einen kleinen Ort in der Touraine kenne, wo die Landleute Ihre Bemerkungen Lügen strafen würden. Die Einwohner von Chinon besitzen einen raschen und lebhaften Zorn, welcher ihnen die Kraft verleiht, sich ihren Leidenschaften zu überlassen, worauf sie schnell zu jener geistreichen und scherzhaften Milde zurückkehren, welche den Charakter des Bewohners von Touraine unterscheidet. Sollte vielleicht Cain die Umgegend von Chinon be-

völkert haben, dessen Bewohner in den Urkundensammlungen Cainones genannt werden? Oder muß man jenes unmittelbare Rachegefühl dem wilden Leben zuschreiben, welches die Bewohner der dortigen Gefilde führen? Der Doctor Gall hätte Chinon besuchen sollen, wo es übrigens auch sehr rechtschaffene Leute giebt. Einer der ausgezeichnetsten Advokaten jener Gegend sagte mir lachend, daß ihm jener Kreis eine Rente stiften sollte, weil die meisten Civil- und Kriminal-Prozesse von dieser durch Rabelais so sehr gefeierten Gegend ausgingen. Was mich betrifft, so habe ich selbst mit meinen Augen ein überraschendes Schauspiel von jenen Beobachtungen gesehen, deren physiologische Wahrheit ich jedoch nicht verbürgen möchte."

„Im Jahre 1820 kehrte ich von Azai mit dem Personenwagen von Chinon nach Tours zurück. Als ich meinen Platz einnahm, sah ich auf dem hintern Sitze zwei Gensd'armen, zwischen denen ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren saß."

„Was hat denn der gemacht? . . ." fragte ich den Brigadier.

„Fast gar nichts . . .," antworte der Gensd'arme, „er hat sich nur erlaubt, mit einem Eisenstabe das Rückgrath seines Herrn zu zerschlagen, so daß derselbe gestern gestorben ist."

„Nun entstand wieder ein Schweigen. Ich machte also meine Reise in Gesellschaft eines Mörders. Dieser verhielt sich ganz ruhig in dem Wagen und betrachtete sorglos die Bäume am Wege, welche so schnell an uns vorüberflogen, wie sein dem Schafot verfallenes Leben ihm entfloh. Er hatte sanfte Züge, obgleich dieselben braun und stark gefärbt waren."

„Warum hat er denn seinen Herrn todtgeschlagen?" fragte ich den Brigadier.

„Um einer Kleinigkeit willen," antwortete der Gensd'arme. „Der Pächter hatte sich auf den Markt nach Tours begeben

und versprochen, der Viehmagd und diesem Burschen die üblichen Jahrmarktsgeschenke mitzubringen. Es handelte sich um eine Schürze für sie und um eine rothe Weste für ihn. Bei der Rückkehr mag der Herr wohl Grund gefunden haben, mit dem Burschen unzufrieden zu sein. Er gab daher dem Mädchen die Schürze, behielt aber die Weste für sich. Ermüdet von der Anstrengung des Weges und von der Hitze des Tages, legt er sich mit dem Kopfe auf den Tisch und schläft ein. Da nimmt der Bursche die Eisenstange und versetzt ihm einen gewaltigen Schlag in das Genick; der Pächter hat noch die Kraft, sich aufzurichten und zu ihm zu sagen: „Unglücklicher! . . .“ Er aber versetzt ihm einen zweiten Schlag, welcher ihn vollends todt niederstreckt. Dann begiebt er sich mit seiner Weste in den Stall, aber ohne auch nur einen Heller von dem Gelde zu nehmen, welches sein Herr von Tours mitgebracht hat, und läßt sich ohne Widerstand festnehmen.“

„Wie hast Du einen Menschen um einer Weste willen ermorden können? . . .“ fragte ich, indem ich mich zu dem Bauer wandte.

„Wetter! . . . ich hatte auf die Weste gerechnet, um mit ihr zu Tanze gehen zu können.“

„Das war Alles, was ich von dem Burschen herausbringen konnte, der übrigens gar nicht schlecht zu sein schien. Die Gensd'armen hatten ihm nicht einmal die Hände gebunden. Der Wagen wäre beinahe jenseits Ballan umgestürzt. Die Deichsel war gebrochen. Wir stiegen Alle aus; die Gensd'armen stellten sich so, daß sie den Unglücklichen in der Mitte hatten, ließen ihn aber sonst ganz frei; übrigens hatten sie stets ein wachsames Auge auf ihn. Als der Bursche sah, daß sich der Schirrmeister ziemlich ungeschickt benahm, so half er ihm, eine

Stange an die zerbrochene Deichsel festbinden und sagte dann, als Alles gemacht war:"

„So! nun wird es gehen! . . ." Und damit zog er den letzten Knoten zusammen. Er stieg wieder auf den Wagen, welcher ihn gewissermaßen dem Schafot zuführte. In Tours wurde er hingerichtet."

„Nun! in dieser Kaltblütigkeit liegt gar nichts Ungewöhnliches," sagte ein junger Mann, der inmitten meiner Erzählung aus dem Spielzimmer herbeigekommen war und die vorausgeschickten Bemerkungen nicht gehört hatte. „Es giebt eine Menge Anekdoten über die letzten Augenblicke von Verbrechern, und wenn ich Ihnen eine weit merkwürdigere Geschichte dieser Art mittheile, so geschieht das nur, weil ich dieselbe für wenig bekannt halte; ich hörte sie von Charles Nodier erzählen. Der Syndikus des Tribunals von Brest hieß Vignes (Weinberg) und der Präsident Vigneron (Winzer). Sie wurden zum Tode verurtheilt. Als sie sich Beide auf dem Schafot befanden, sagte der eine von ihnen, Herr Vignes, zu dem andern, indem er auf die anwesende Volksmenge zeigte:"

„Die werden sich wundern, wenn sie keinen Weinberg und keinen Winzer mehr haben."

„Herr Vignes trat zuerst vor; in dem Augenblicke jedoch, als ihm das Beil den Kopf abschlug, wichen die beiden Balken aus einander; kurz, das Werkzeug der Hinrichtung war nicht mehr zu gebrauchen und da es schon ziemlich spät war, so sagte der Vollstrecker der hohen republikanischen Werke zu dem Präsident:"

„Meiner Treu, Bürger, Du bist gerettet; denn vierundzwanzig Stunden wollen bei Deinen jetzigen Verhältnissen viel sagen."

„Du bist ein arger Schurke," antwortete Vigneron. „Wie,

da Deine Balken aus einander gewichen sind, so willst Du mich warten lassen? Das Urtheil hat mich nicht dazu verdammt, daß ich noch vierundzwanzig Stunden länger warten soll."

„Mit diesen Worten ergriff er Hammer und Nägel und brachte die Guillotine selber wieder in Stand; als man dieselbe darauf für hinreichend fest hielt, legte er sein Haupt auf den Block und wurde hingerichtet. Das ist etwas ganz Anderes, als wenn man eine Stange an eine zerbrochene Deichsel bindet, das ist wahre Kaltblütigkeit."

„Doctor," sagte eine Dame, „Sie sehen doch gewiß viele Sterbende, begegnen Sie oft Beispielen von einer solchen außerordentlichen Ruhe?"

„Meine Dame," sagte er, „die Verbrecher sind gewöhnlich Leute, die mit einer sehr kräftigen Organisation begabt sind, so daß man bei ihnen öfter einen solchen Heldenmuth erblickt, als bei Kranken, die durch ein langes Schmerzenslager erschöpft sind. Man nimmt ihnen das Leben, während sie noch lebendig sind, während unsere Kranken bereits todt sind, wenn sie sterben. Bei gewissen Menschen wird auch der Geist durch die Erwartung der Hinrichtung lebhaft aufgeregt und sie nehmen alle ihre Kräfte zusammen, um diesen letzten Sturm aushalten zu können. Dadurch entsteht eine Begeisterung. Indeß habe ich doch auch manchen schönen Tod gesehen. Der schönste war für mich der der Frau eines berühmten deutschen Arztes, mit welchem ich sehr genau bekannt war. Das Bild, welches jene Scene uns gewährte, wird mir stets so lebhaft vor den Augen bleiben, wie in jenem Augenblicke, wo ich Zeuge ihres Todes war."

„Ja, solche Scenen sind zart und anziehend; der Doctor rührt uns stets, ohne die Schauder zu benutzen, welche jetzt so sehr Mode sind . . ."

„Meine Zurückhaltung, Madame," sagte er, „ist gewiß keine Ohnmacht, denn ich habe eben so viele grausige Dinge erlebt, wie ein jeder Andere "

„Nun," sagte die Hausfrau, „so erzählen Sie uns einmal etwas Schreckliches. Ich möchte gern einmal die Färbung Ihrer tragischen Erzählungen sehen, wäre es auch nur darum, um sie mit denen zu vergleichen, welche gegenwärtig auf unserer literarischen Börse im Umlauf sind."

„Unglücklicher Weise, meine Dame, kann ich nur das erzählen, was ich gesehen habe."

„Nun?"

„Ich muß dabei stets hinter den Erzählern zurückbleiben, welche die durch die Einbildungskraft erhaltenen Vortheile vor mir voraus haben. Ich kann Ihnen keine Scene schildern, welche zwei Brüder darstellt, die mitten im Meere schwimmen und sich um ein Brett des untergegangenen Schiffes streiten . . . ich kann nur die Wahrheit schildern."

„Gut! wir werden uns mit der Wahrheit begnügen."

„So werde ich mich nicht weiter bitten lassen," sagte er und schnaubte sich.

„Der Zufall setzte mich einmal mit einem Manne in Verbindung, der in Napoleons Armee seine Rolle gespielt hatte, und dessen Stellung für einen Soldaten seines Ranges glänzend genug war. Er war Hauptmann und nahm bei dem Generalstabe in Paris eine Stellung ein, welche ihm, wenn ich mich richtig entsinne, vier bis fünftausend Franken einbrachte; außerdem besaß er selbst noch einiges Vermögen. Woher er das genommen hatte? das weiß ich nicht. Er war von geringer Herkunft und da er unter der Kaiserzeit nicht höher rückte, so mußte er wohl ein Dummkopf, ein Unwissender, oder ein Feiger sein.

Indeß giebt es auch unglückliche Leute. Mein Bekannter war nichts von alle dem; er war ein Musterbild aller schlechten Söldlinge; liederlich, Säufer, Prahler, eingebildet, wollte überall der Erste sein, erzählte seine Thatsachen einem Jeden, der nicht wußte, ob ein halber Mond überhaupt etwas sei, kurz, er war ein wahrer Schnapphahn, wie es deren unter den kaiserlichen Heeren so manche gab; glaubte weder an Gott, noch an den Teufel: kurz, um seine Schilderung zu vollenden, wird es hinreichen, daß ich Ihnen erzähle, was mir eines Tages begegnete, als ich ihn in der Gegend der Bastille angetroffen hatte. Wir gingen mit einander nach dem Palais-Royal. Unsern Weg nahmen wir über die Boulevards. Bei der ersten Kneipe, an welcher wir vorüber kamen, sagte er zu mir:

„Erlauben Sie mir, daß ich einen Augenblick eintrete; ich habe hier noch eine Pfeife und ein Glas Branntwein stehen."

„Er trank ein Gläschen Branntwein und nahm dann in der That eine gestopfte und ihm gehörige Pfeife zurück. Bei der zweiten Kneipe hatte er seine Pfeife ausgeraucht und trat abermals ein, um dagegen eine andere ihm gehörige gestopfte Pfeife in Empfang zu nehmen. So hatte dieser verteufelte Kerl in jeder Kneipe eine Pfeife Tabak stehen und die verschiedenen Kneipen bildeten eben so viele Nationen für seine Pfeifen und seine Schnappsgläser. Als ich ihm deßhalb Vorstellungen machte, antwortete er mir:"

„Seit dem Tode des Andern bringe ich mein Leben damit hin, daß ich Grog ohne Wasser mache."

„Ich sage nichts von seinem grauen Knebelbart, von seiner merkwürdigen Kleidung, seiner Redeweise und seinen Scherzen, denn ich würde Sie sonst bis Morgen Mittag unterhalten müssen. Ich glaube, daß er nie einen andern Kamm bei seinen Haaren

gebraucht hatte, als seine fünf Finger. Stets sah ich denselben blonden Hemdkragen an seinem Halse. Dieser Mann, dieser Schnapphahn, hatte übrigens recht hübsche Züge, kriegerische Züge, die den Ausdruck einer besondern Ruhe zeigten; allein stets glaubte ich in seinen meergrünen, orangefarben getüpfelten Augen einige von seinen schmutzigen oder blutigen Abenteuern zu lesen. Seine Hände kamen mir wie Hammelkeulen vor. Er hatte einen mittelmäßigen Wuchs, aber breite Schultern und eine breite Brust, er war ein echter Corsar. Überdieß gab er sich für einen der Eroberer der Bastille aus. Dieser Mann traf ein junges Mädchen, welches thöricht genug war, sich in ihn zu verlieben. Es war eine Grisette, die jedoch glühend liebte. Sie hieß Clarisse und arbeitete bei einer Blumenmacherin. Alles war an ihr hübsch, der Wuchs, die Füße, die Haare, die Hände, die Züge, das Benehmen. Ihr Teint war weiß, ihre Haut seidenweich. Nur in Paris kann man solche Erzeugnisse und solche Leidenschaften antreffen. Nie sah ich einen so bestimmten Widerspruch, als den, welchen dieses wunderbare Paar bildete. Clarisse war stets niedlich, nett und reinlich gekleidet. Aus Eigenliebe gab ihr der Hauptmann Alles, was sie von ihm verlangte, und das arme Kind verlangte nur wenig von ihm; bisweilen wollte sie das Schauspiel besuchen, dann wollte sie einige Kleider und Kleinodien haben. Nie verlangte sie, daß er sie heirathen sollte, und wenn er ihr eine Wohnung gab, wenn er dieselbe mit allem Geräth ausstattete, so geschah das nur aus Eitelkeit. Das junge Mädchen war die Aufopferung selbst. Oft kam es mir vor, als gehorchten solche arme Geschöpfe irgend einem Berufe der christlichen Liebe, indem sie sich so zurückstoßenden und zurückgestoßenen Männern, so schlechten Subjekten übergeben. Es liegt in solchen Handlungen des

Herzens eine Erscheinung, deren Zergliederung höchst anziehend sein würde. Clarisse wurde krank, sie hatte ein Faulfieber, mit welchem sich ernste Zufälle verbanden, und das Gehirn gerieth in Gefahr. Der Capitain rief mich; ich fand Clarisse in Todesgefahr, nahm ihren Beschützer auf die Seite und theilte ihm meine Besorgnisse mit. „Wir müssen so bald wie möglich eine gute Krankenwärterin haben, denn diese Nacht wird die am meisten kritische sein.“ In der That hatte ich befohlen, daß zu einer gewissen Stunde Senfteige auf die Füße gelegt, eine halbe Stunde nach der Wirkung dieses Reizmittels Eis auf den Kopf, und wenn dieses geschmolzen wäre, ein Umschlag auf den Magen gelegt werden sollte. Ich gab noch andere Vorschriften, auf die ich mich nicht mehr besinne.“

„„O!“ antwortete er mir, „auf eine Wärterin würde ich mich nicht verlassen; das Volk schläft und quält die Kranken nur. Ich werde selbst wachen und Ihre Befehle mit einer Pünktlichkeit vollstrecken, als hätte ich sie von meinem General erhalten.““

„Um acht Uhr am folgenden Morgen begab ich mich sehr beunruhigt zu Clarisse; als ich aber die Thür öffnete, erstickte ich fast vor den Tabakswolken, welche mir entgegenströmten, und inmitten dieser dampfigen Atmosphäre sah ich bei dem Scheine zweier Kerzen nur mit Mühe den Hauptmann, welcher seine Pfeife rauchte und eine ungeheure Bowle Punsch vor sich stehen hatte. Nie werde ich jenes Schauspiel vergessen. Neben ihm lag Clarisse, röchelte und wand sich; ruhig blickte er sie an; er hatte gewissenhaft die Senfteige, das Eis, die Umschläge angewandt, allein der Elende hatte, während er sein Amt als Krankenwärter versah und Clarisse noch im Todeskampfe bewundernswürdig schön fand, ihr auf jeden Fall ein

Lebewohl sagen wollen, die Unordnung des Bettes ließ mich wenigstens auf die Ereignisse der Nacht schließen. Von Schauder ergriffen, entfloh ich. Clarisse starb."

„Das wahre Grausen ist stets um so grausiger!" sagte der Bildhauer.

„Man könnte seufzen, wenn man an die Nichtswürdigkeiten, an die Verbrechen denkt, welche in Folge der Schlachten bei dem Heere begangen sind, zu den Zeiten, wo sich die Abscheulichkeit so vieler abscheulicher Charaktere ungestraft entfalten konnte!..." versetzte eine Dame.

„O!" sagte ein Officier, welcher an diesem Abende noch nicht gesprochen hatte, „die Scenen des Kriegslebens könnten tausende von Dramen liefern. Für meinen Theil kenne ich hundert Abenteuer, von denen das eine merkwürdiger ist, als das andere; ich will Ihnen aber nur eins mittheilen, welches mir begegnet ist . . ."

Er erhob sich, stellte sich vor uns, mitten vor dem Kamin und begann folgender Weise:

„Es war gegen das Ende des Octobers, nein, in den ersten Tagen des Novembers 1809; ich wurde von einem Heereshaufen, der nach Frankreich zurückkehrte, abgesandt, um die Schluchten des bayerischen Tyrols untersuchen zu helfen. Wir hatten damals für Rechnung des Königs von Bayern, unseres Bundesgenossen, jenen Theil seiner Staaten zu unterwerfen, der sich in Folge der Bemühungen Oesterreichs empört hatte. Der General Schasteler rückte mit einem oder zwei deutschen Regimentern vor, um die Aufrührer zu unterstützen, welche sämmtlich Landleute waren; jene kleine Expedition aber, an der ich Theil nehmen sollte, wurde durch den Kaiser einem gewissen Infanterie-General, Namens Rusca, anvertraut, der damals an der Spitze eines

Vortrabs, von etwa viertausend Mann, in Klagenfurth stand. Da Rusca ohne schweres Geschütz war, so hatte der Marschall Marmont befohlen, ihm eine Batterie zuzusenden, und ich wurde zur Befehligung derselben ernannt. Es war das seit meiner Ernennung zum Lieutenant das erste Mal, daß ich mich inmitten einer Brigade als den einzigen Officier erblickte und Soldaten zu leiten hatte, die nur mir gehorchten und verpflichtet waren, auf mich zu hören, als auf den Chef ihres Haufens. Das ist schön, dachte ich, jede Sache will ihren Anfang haben, und auf solche Weise wird man General."

„Sie gehen zu Rusca?" fragte mich mein Hauptmann, „nehmen Sie sich in Acht, das ist ein boshafter Mensch, ein vollendeter Taugenichts. Seine größte Freude ist, die unter den Tisch zu bringen, welche mit ihm zu thun haben. Um Ihnen begreiflich zu machen, was er für ein Christ ist, reicht es vielleicht hin, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß er erst neuerdings sich darin gefallen hat, seinen Weißwein mit Branntwein zu taufen, um dem Kaiser einen Adjutanten vollkommen betrunken zurückzuschicken. Benehmen Sie sich aber auf eine solche Weise, daß Sie sich gegen seine Überlistungen sichern, so machen Sie ihn zu Ihrem Todfeinde. Nun kennen Sie den Menschen . . . Nehmen Sie sich also in Acht!"

„„Nun!" antwortete ich meinem Hauptmanne, „wir wollen uns schon ein Späßchen machen, denn man soll nicht sagen, daß so ein Pflastertreter etwas über einen Artillerieofficier vermöge.""

„Sie müssen nämlich wissen, daß die Artillerie damals eine bedeutende Rolle spielte, denn dieses Corps hatte den Kaiser geliefert . . . Ich breche also mit meinen Kanonieren auf und wir kommen in Klagenfurth an. Des Abends zogen wir dort ein; und sobald meine Leute untergebracht waren, warf ich mich

in meine Staatsuniform und begab mich zu Rusca. Allein von Rusca war nichts zu sehen, noch zu hören."

„„Wo ist der General?" fragte ich eine Art von Adjutant, der ein mit italienischen Wörtern vermengtes Französisch radebrechte."

„Der Dscheneral seien in die Sotschietät, in ein Tschirkel, in Kaffeeaus, su drinken Bier."

„Ich blickte meinen Mann scharf an, bemerkte aber, daß er keineswegs trunken sei, wie mich sein unzusammenhängendes Geschwätz hatte schließen lassen."

„Sie seien erstaunt . . .," versetzte der Adjutant. **Ma**, wenn er sein so früh dort, so sein wegen eine kleine Schwierigkeit, welche der Dscheneral haben gehabt mit die **habitanti, Perche i son di umor pauco contrariento** die Teutsche. Diese Hunde abe sich vorkenomme, nick mehr trinken Bier, **al cercle perche** der Dscheneral sein dort! . . ."

„In diesem Augenblick wurden wir durch einen Trommelschlag unterbrochen, worauf der Ausrufer der Stadt erst in französischer, dann in deutscher, und endlich in italienischer Sprache einen Ausruf des General Rusca verlas, kraft dessen alle Kaufleute und angesehenen Männer von Klagenfurth durch ihn aufgefordert wurden, alle Abende, wie vordem, in ihre Gesellschaften zu gehen, bei Strafe der Ausschreibung einer außerordentlichen Kriegssteuer."

„Werden die Leute die Steuer bezahlen können? . . ." fragte der Obrist des zwanzigsten Regiments, der neben mir stand, denn ich war auf die Straße getreten, um dem Ausrufer zuzuhören; „das wäre die vierte Steuer, welche er von den armen Teufeln erhöbe. Der Gevatter ist im Stande, sie zu einer Empörung

zu veranlassen, um sich die Freude zu verschaffen, einen Volksaufstand unterdrücken zu können . . .“

„„Warum gehen denn die Leute nicht mehr in die Kaffeehäuser, mein Obrist?“ fragte ich ihn.“

„Der Obrist blickte mich an.“

„„Sie kommen jetzt erst an . . . wie ich sehe,“ antwortete er mir. „So hören Sie denn: dieser Teufel von einem Rusca ergötzt sich daran, des Abends seine Pfeife in der Gesellschaft mit Guldenbillets anzuzünden, die er am Morgen den armen Leuten entrissen hat . . . Diese Deutschen müssen ein recht gutherziges Volk sein, sonst hätten sie ihm schon längst eine Pistolenkugel vor den Kopf geschossen. Glücklicher Weise brechen wir morgen auf, wir warteten nur noch auf Sie . . .““

„„Es scheint mir, als ob Ihr General nicht bequem sei! . . . sagte ich zu ihm.“

„„Er ist ein trefflicher Soldat . . .“ antwortete der Obrist, „und versteht sich besonders auf den Krieg, welchen wir jetzt führen werden. Er ist Arzt in dem Theile von Italien gewesen, welcher an die Tyroler Alpen stößt, und kennt die Straßen, Pfade und Bewohner derselben. Er besitzt eine beispiellose Tapferkeit; zugleich ist er aber auch der boshafteste Mensch, den ich je kennen gelernt habe. Er muß ganz besonders günstig gestimmt sein, wenn er nicht den Bauern die Häuser über dem Kopfe anstecken soll.““

„Der Obrist entfernte sich, als er einen Officier auf uns zukommen sah. Ich befand mich in großer Verlegenheit, als ich nun allein war. Ich dachte, daß es nicht anständig sein möchte, Rusca in der Gesellschaft aufzusuchen, und kehrte zu dem Adjutant zurück, der unbeweglich auf der Schwelle der Thür stehen geblieben war und eine Cigarre rauchte. Stets war ich seinen

Blicken begegnet, wenn ich zufällig die Augen auf ihn richtete, während ich mit dem Obrist sprach; obgleich mir jener Blick eben so spöttisch, wie treulos vorkam, so bat ich ihn dennoch, seinem General anzuzeigen, daß ich ihn noch an demselben Abende nach der Rückkehr aus der Gesellschaft besuchen werde, da ich mich jetzt gezwungen fände, erst etwas zu essen, weil ich seit dem Morgen nichts zu mir genommen hätte . . . aber ein Officier ist nicht so glücklich, wie das Maulthier des Papstes; in Kriegszeiten hat er keine bestimmte Stunden für seine Mahlzeiten und nährt sich, so gut er kann, wenn er nicht überhaupt hungern muß. Als ich eben in meine Wohnung zurückkehren wollte, hörte ich einen gewaltigen Lärm in der Vorstadt, durch welche ich eingezogen war. Ich fragte einen Soldaten, der aus der Vorstadt zu kommen schien, nach dem Grunde des Lärms und erfuhr, daß einer von meinen Kanonieren die Ursache desselben sei; nun war ich gezwungen, mich an Ort und Stelle zu begeben, um zu erfahren, was vorgefallen sei. Ich bemerkte mehre Gruppen, die namentlich aus Frauen bestanden, erzürnt schienen und alle durch einander schrieen und sprachen; es kam mir vor, als sei ich auf einen Viehhof gerathen, auf welchem alle Hühner durch einander gackerten. In der Mitte der Vorstadt sah ich ein großes und schönes Mädchen, um welches sich eine Menge von Menschen zusammendrängte; als dasselbe mich erblickte, durchbrach es die Menge und kam zu mir. Es war wüthend und sprach mit einer krampfhaften Schnelligkeit; es war hochroth, in entblößten Armen, athmete keuchend, während die Haare wild umherflatterten und die Augen glühten; dieses Mädchen gewährte mir eins der schönsten Bilder des Zorns, die ich je gesehen habe. Nun erfuhr ich die Ursache des Volksaufstandes. Mein Kanonier war bei dem Vater dieses Mädchens einquar-

tiert, hatte es wahrscheinlich nach seinem Geschmack gefunden und liebkosen wollen, wogegen es sich ziemlich grob widersetzt hatte; mein verteufelter Kanonier, ein Provençale, Namens Lobbé, ein kleiner Mann mit schwarzen, wohlgekräuselten Haaren, der in der Compagnie die Perrücke genannt wurde . . . Die Perrücke also ließ sich aus Rache von dem Vater und der Mutter des Mädchens bedienen, und da er auf einem ziemlich hohen Stuhle saß, so hatte er seine Füße auf beiden Seiten des Tisches auf Fußbänke gesetzt und den Vater und die Mutter, beide schon ergraute Leute, gezwungen, während seines Mahles die Räder seiner Sporen umzudrehen. Er speiste mit ernster Würde, während die beiden Greise auf beiden Seiten knieeten und Mühlchen spielten. Das Mädchen hatte diese Unbilde nicht verdauen können und daher den Versuch gemacht, das ganze Viertel gegen die Franzosen aufzuregen. Als ich den Gegenstand seiner Klage begriffen hatte, sah ich ihn in der That mit dem Stolz eines Pascha an dem Tische sitzen und auf die beiden alten Leute hinabblicken, welche gewissenhaft mit seinen Sporen klirrten. Nie werde ich die Bewegung vergessen, mit welcher mir das Mädchen beim Eintreten seine Eltern zeigte. Es hatte Thränen in den Augen und sagte:"

„Sehen Sie! . . ."

„„Nun, Lobbé, wirst Du gleich das lassen," sagte ich zu meinem Kanonier. „Was Teufel! Du verdientest eine Strafe! so etwas schickt sich nicht.""

„Die beiden alten Leute fuhren fort, die Räderchen umzudrehen."

„„Aber, mein Lieutenant," sagte die Perrücke zu mir, „sehen Sie doch nur! . . . die Leute haben ja ihren besten Spaß daran.""

„Ich mußte lachen. In diesem Augenblick trat ein dicker Mann mit vielen Blüthen im Gesichte und rother, knolliger Nase herein. An der Uniform erkannte ich den General Rusca."

„„Schön, schön, Kanonier! . . ." sagte er. „Da sind zehn Gulden zu Deiner Ermunterung. Nun fahre fort, die französische Herrschaft zu begründen . . .""

„Damit warf er ihm die Gulden hin."

„„Mein General," sagte ich zu ihm, als wir gingen, „es scheint mir, als würde die Kriegszucht dadurch vernichtet. Es ist mir gleichgültig, ob sich mein Kanonier die Spornrädchen umdrehen läßt, oder nicht; da ich ihm aber befohlen hatte, das Ding bleiben zu lassen, und er unter meinen Befehlen steht . . .""

„„Ha!" sagte er und unterbrach mich, „Du bist aus der Schule, in welcher raisonnirt wird? . . . Ich will Dich lehren, mit den Hinkenden zu läuten . . .""

„„Welches sind Ihre Befehle?" fragte ich ihn."

„Kannst sie heute Abend um acht Uhr abholen! . . ."

„Wir trennten uns. Dieser Anfang unserer Bekanntschaft verhieß mir nichts Gutes. Nachdem ich gegessen hatte, begab ich mich um acht Uhr zu dem General, den ich trinkend und rauchend antraf, während bei ihm sein Adjutant, der Obrist und ein Deutscher war, der eine Rolle in Klagenfurth zu spielen schien. Rusca empfing mich höflich, allein es lag fortwährend eine spöttische Färbung in seinen Reden. Er lud mich freundschaftlich ein, mit ihm zu trinken und zu rauchen; ich trank aber nur zwei Gläser Punsch und rauchte drei Cigarren."

„Morgen werden wir um sieben Uhr aufbrechen und müssen noch bei Tage nach Brixen gelangen, man muß das Volk rasch angreifen."

„Ich entfernte mich. Am folgenden Morgen glaubte ich

um sechs Uhr zu erwachen, allein es war schon über neun Uhr. Rusca hatte mir ohne Zweifel einen Schlaftrunk in mein Glas gemischt und ich war in Verzweiflung, als ich erfuhr, daß er schon um sechs Uhr aufgebrochen sei und also drei Stunden voraus habe. Mein Wirth, welcher erfuhr, daß ich deßhalb auf Rusca erbittert sei, schlug mir Mittel vor, um eher nach Brixen zu gelangen, als der General. Das Unternehmen war verwegen, denn ich mußte mich auf Richtwege begeben, auf denen ich mein Leben verlieren konnte; allein jung und muthig, wie ich war, verachtete ich die Gefahren. Indeß wollte ich nichts vernachlässigen; ich theilte meinen Unterofficieren mein Vorhaben mit und diese glaubten, daß ihre Ehre dabei eben so gut auf dem Spiele stände, wie die meinige; wir gaben unsern Pferden Branntwein mit Brot ein und als die wackern Deutschen erfuhren, daß wir Rusca einen Possen spielen wollten, so lieferten sie uns vier Führer, welche uns gegen jedes Unglück schützen sollten. Als Rusca nach Brixen kam, fand er uns dort schon in Schlachtordnung stehen, während wir ruhig auf ihn warteten."

„„Wie, meine Herren S . . . Sie sind vor uns aufgebrochen? . . ." rief der General aus. „Das sollen Sie mir bezahlen, Lieutenant . . .," fuhr er fort und blickte mich an.""

„„Mein General," sagte ich zu ihm, „Sie hatten mir nicht befohlen, Sie zu begleiten; wenn Sie sich erinnern wollen, so war Ihr Befehl nur, Brixen als unsern Vereinigungspunkt zu betrachten.""

„Er sagte kein Wort, allein ich sah, daß man gegen diesen Mann auf seiner Hut sein müsse. Wir zogen jenseits Brixen hinaus, und ich muß gestehen, daß ich nie auf solche Art Krieg führen sah. Wir setzten den Feldzug fort, indem wir alle Dörfer, alle Wege und Felder durchsuchten. Man hätte das Ganze

mehr eine Jagd nennen können; die Soldaten trieben die Bauern, wie ein Wild, nach dem Hauptwege, welchen der General verfolgte, und wenn eine hinreichende Anzahl derselben beisammen war, so musterte Rusca alle diese Unglücklichen, indem er ihnen befahl, die linke Hand auszustrecken; nun besah er die Handflächen und gab dabei ein Zeichen, einige von den Übrigen abzusondern und sie auf der Stelle zu erschießen, während die Andern nach Hause zurückgeschickt wurden. Als ich das erste Mal diesem sonderbaren Verfahren beiwohnte, bat ich um eine Erklärung desselben. Er bemerkte aber damals einige Schritte von dem Platze, auf welchem wir standen, irgend eine Spur an einem Gebüsch und ließ dasselbe umstellen. Das Gebüsch wurde durchsucht und die Soldaten fanden in einer Art von Vertiefung zwei mit Karabinern bewaffnete Männer, welche ohne Zweifel warteten, bis wir vorüber wären, um unsere Nachzügler zu erschießen. Ehe Rusca die beiden Männer niederschießen ließ, zeigte er mir die linken Hände derselben. In der dortigen Gegend haben die Schützen die Gewohnheit, das zur Ladung ihrer Stutzen nöthige Pulver in die linke Hand zu schütten, und das Pulver läßt in derselben einen Eindruck zurück, der ziemlich schwer zu bemerken ist, den aber Ruscas's Auge geschickt zu unterscheiden wußte. Seit seiner Kindheit hatte er dieses besondere Merkmal beobachtet, und es reichte für ihn hin, die Hände der Bauern zu betrachten, um zu sehen, ob dieselben neuerdings ein Gewehr gehandhabt hätten. Am zweiten Tage trafen wir einen Greis an, der wenigstens siebzig Jahre alt war und auf einem Baume saß, um denselben auszuputzen. Rusca ließ ihn herabsteigen und besah seine linke Hand; unglücklicher Weise glaubte er das böse Zeichen zu erkennen, und obgleich der arme Mann vollkommen unschuldig schien, so befahl er dennoch, ihn an die Lafette einer

Kanone zu binden. Der Unglückliche war gezwungen, uns zu folgen, obgleich wir in einem kurzen Trabe vorwärts rückten. Von Zeit zu Zeit seufzte er, die festgebundenen Hände schwollen an, seine Beine bluteten, denn er hatte seine Schuhe verloren, und ich sah große Thränen aus seinen Augen rinnen. Unsere Kanoniere, die anfangs gelacht hatten, empfanden Mitleid, und das war auch nicht unbegründet, wenn man sah, wie der Greis mit weißen Haaren hinter uns her geschleppt wurde, wie ein todtes Pferd. Man warf ihn endlich auf die Kanone, und da er nicht reden konnte, so dankte er den Soldaten mit einem Blicke, der uns Thränen entlockte. Als wir den Abend Rast machten, fragte ich Rusca um seine Befehle in Bezug auf jenen Greis."

„„Erschießt ihn," sagte er zu mir."

„„Mein General," antwortete ich ihm, „Sie sind Herr über sein Leben; wenn ich aber meinen Kanonieren befehle, den Mann zu erschießen, so werden sie mir sagen, daß dieses ihr Handwerk nicht sei . . .""

„„Gut! . . ." antwortete er. „Behaltet ihn bis morgen früh und wir werden dann sehen ...""

„„Ich werde mich nicht weigern, ihn zu behalten," antwortete ich, „allein ich kann nicht für ihn einstehen.""

„Damit ging ich aus dem Hause, in welchem Rusca war, ohne seine Entgegnung zu hören; später erfuhr ich aber, daß er eine heftige Drohung gegen mich ausgestoßen hatte . . ."

„In diesem Augenblick ging ich, obgleich die Erzählung noch sehr anziehend zu werden versprach. Die Uhr zeigte auf Mitternacht und ich darf versichern, daß dieses Bruchstück einer Unterhaltung aufrichtig und wahrhaft ist. Bis auf kleine Ungenauigkeiten, welche sehr verzeihlich sind und weder den Sinn, noch

den Gedanken verändert haben, wurde Alles von Männern von hohem Verdienst so erzählt, wie ich es wieder mitgetheilt habe. Ist es nicht eine anziehende Aufgabe, welche die Kunst um ihrer selbst willen lösen sollte, zu erforschen, ob die treu wiedergegebene Natur durch sich selbst schön ist? Wir Anwesende waren sämmtlich lebhaft aufgeregt, wird es der Leser auch sein? Wir besuchen die Ausstellungen der Maler und achten nicht auf die Geschöpfe, von denen die Straßen von Paris wimmeln, die ebenfalls poetisch sind, aber auf andere Weise, schön durch ihr Elend, schön durch den Ausdruck: eine erhabene Schöpfung, wenn auch in Lumpen . . . Wir schwanken jetzt zwischen der Idealisirung und der buchstäblichen Übersetzung der Thatsachen, der Menschen und der Ereignisse. Nun wählt.

Ende des vierundsechzigsten Bandes.

Inhalt.

Seite
Louis Lambert 3
Eine pariser Abendunterhaltung 161

Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg sind ferner folgende Unterhaltungsschriften erschienen:

Hildebrandt (C.) — Rollino, der furchtbare Räuberhauptmann in den Apenninischen Felsklüften. 3 Theile. Zweite Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— Die schwarzen Ruinen, oder das unterirdische Gefängniß des Klosters Barbara Eremita. 2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— Saladin, Sultan von Ägypten; oder die deutschen Kreuzritter in der Gefangenschaft der Saracenen. Eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— Der Schiffbruch. Roman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— und H. Müller. — Der Schleier. Zwei Erzählungen. 8. 1 Thlr.

— Schreckensscenen aus dem Leben der unglücklichen Rosaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaisers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten ehemaligen westphälischen Officiers zusammengetragen. 2 Thle. 8 1 Thlr. 16 Gr.

— Die beiden Silowsky's. Ein Gemälde aus Polens Geschichte. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— Die Sklavin in Anadolis Wüste. Eine Geschichte aus dem Freiheitskriege Griechenlands. 3 Thle. 8. 3 Thlr.

— Der Theaterschneider. Komischer Roman. 3 Thle. Mit einem Kupfer. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— Die Todtenhügel Ein Schaudergemälde aus dem 15. Jahrhundert. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Hildebrandt (C.) — Tonni, oder das Zigeunermädchen. Roman. 2 Thle. 8. 2 Thlr.

— Die Ursulinerinnen, oder das Geständniß in der Todesstunde. Roman. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— Das Vehmgericht, oder die unsichtbaren Oberen. Ritterroman. 3 Thle. Mit 1 Kupfer. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— Die Wunderlampe, oder die schrecklichen Zauberbilder. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Horatier, die. Trauerspiel in 5 Akten. Nach Corneille. gr. 8. 12 Gr.

Horstenburg, Udo von, oder Vatermord und Rache. Rittergeschichte aus dem 13. Jahrhundert. 3 Thle. 8. 3 Thlr.

Hugo (Vict.) — Die Kirche Notre-Dame zu Paris. Historisch-romantische Erzählung. Nach der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt von Theod. Weis. 3 Bände. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Jacob (Paul L.). — Der Mann mit der eisernen Maske. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Janin (Jules). — Phantasiestücke. Aus dem Französischen von Alfred v. Böge. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr. 8 Gr.

— Der Kreuzweg, oder das vornehme Paris. Aus dem Französischen von L. G. Förster. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

— Ein Herz für zwei Liebschaften. Aus dem Französischen von L. G. Förster. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Jargow (Hans v.). — Nachtspiegel. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg sind ferner folgende Unterhaltungsschriften erschienen:

Kampf, der, mit dem Drachen, oder das Zauberschloß. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus dem 13ten Jahrhundert. 8. 1 Thlr.

Kapelle, die, des alten Schlosses von Saint-Doulagh, oder die Banditen von Newgate. Aus dem Englischen übersetzt von H. Müller. 4 Bände. Mit 1 Kupfer. 8. 4 Thlr.

Klostersturm, der, oder wunderbare Rettung aus dem Schlachtgetümmel. Roman vom Verfasser des „Pfarrhauses zu Remsdorf". 3 Theile. 8. 3 Thlr. 6 ...

Knappen, die drei, Rolands, und Ritter Hans von ...berg, oder der wilde Jäger. Zwei Volkssagen. Mit 1 Kupfer. 22 ...

Kock (Chr. Paul de). — **Das Kind meiner Frau.** Aus dem Französischen von A. v. B(...). 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Köhler (Friedr.). — **Der Räuberhauptmann.** ... 8. 1 Thlr.

Königsflucht, die, oder Hieronymus und seiner ... ner Ankunft in Frankreich. Ein Gegenstück zum ... von Cassel. 8. geh. ...

Kreuzfahrer, der. Ein Roman nach Walter Scott. ... Theile. 8. ...

Kunze (Dr. St.). — Der **Landpfarrer** von Scho... 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 8. 2 ...